

WAUWILERMOOS...

Wahrheitsgetreue

Aufzeichnungen

über meine Internierung

Charles Bergmann

Charles Bergmann

Wauwilermoos



Preis Fr. 2.50

1947

Verfasser: Charles Bergmann
Druck: Märki & Co., Basel

Alle Rechte des Nachdrucks und der Uebersetzung, auch teilweise, für alle Länder
vorbehalten.

Ich bin Franzose, Elsässer, geboren in Strasbourg, Doktor jur., doch ich kam in die Schweiz in der Uniform der deutschen Wehrmacht und als deutscher Deserteur.

Einige haben mich getadelt, andere haben mich des Verrats bezichtigt. Im folgenden sei in aller Kürze mein Schicksal geschildert.

Nachdem ich den ersten Teil des Krieges in der französischen Armee mitgemacht hatte, und nachdem ich demobilisiert worden war, kehrte ich in meine Heimat zurück. Seit dem November 1940 war das Elsass wie auch Lothringen dem Dritten Reich eingegliedert worden. Der Deutsche hatte die Herrschaft an sich gerissen, vor allem aber war es die Nazipartei, welche in jeder Stadt, in jedem Dorf, in jedem Quartier, in jeder Strasse und in jedem Haus ein heimtückisches und brutales Regiment führte. Der Gebrauch der französischen Sprache wurde verboten, und es gab viele, die verhaftet wurden, nur weil sie zum Tramkondukteur, der ihnen das Billett verabreicht hatte, «Merci» gesagt hatten.

Die Deutschen waren der Meinung, das elsässische Volk müsse vom französischen Geist «entgiftet» werden, und aus diesem Grunde wurde auch das «Entgiftungslager» von Schirmeck eröffnet.

Der Name dieses Lagers wird noch für lange Zeit seinen unheimlichen Klang in den Ohren der elsässischen Bevölkerung behalten.

Für eine Nichtigkeit wurden Männer, Frauen, Greise, Jünglinge und Kinder nach Schirmeck gesandt. Durch die Denunziation erbärmlicher Feiglinge, die sich dadurch irgendeinen Vorteil verschaffen wollten, verschwanden Unzählige eines Tages, um nie wiederzukehren. Tauchten sie aber nach Monaten wieder auf, so befanden sie sich in einem erbarmungswürdigen Zustand.

An einem kalten Morgen im Dezember 1941, als ich das elterliche Haus verlassen hatte, wurde ich von zwei SS-Männern angehalten, brutal geschlagen und verhaftet. Die beiden Schlingel brachten mich auf die Zitadelle. Mein Verbrechen — wie man mir erst später erklärte — bestand darin, dass ich die Baskenmütze meines Grossvaters über die Ohren gezogen hatte! Diese aber wurde von den Deutschen als «französische Kopfbedeckung» bezeichnet.

Die Zitadelle wurde zu meiner Lehrzeit. Man liess mich hungern, verhörte mich immer und immer wieder, schlug mich und verurteilte mich schliesslich wegen Ungehorsams, Auflehnung und wegen anderer Delikte, die ich nicht mehr weiss. Ich wurde mit anderen auf einen Camion verladen; alle aufrechtstehend, fast ohne Kleider, führte man uns in das «Touristenzentrum» Schirmeck.

Ich will über den Empfang keine weiteren Worte verlieren, auch nicht über den Gänsemarsch während drei Stunden, die Ansprache des Lagerkommandanten und seine Befehle.

Ich will auch schweigen über das, was sich als unser «Leben» bezeichnen lässt, die Vernichtung jeden französischen Geistes mit allen Mitteln, die Zwangsarbeit ohne Nahrung, den siedend heissen Kaffee, den wir gegen 3 Uhr früh zu trinken gezwungen wurden, unter der Drohung der Peitsche.

des Knüttels und Knebels; die heissen Douchen, gefolgt von eiskalten Douchen (um den Körper zu stärken!), das Kniespringen, das Arrestlokal aus Beton, in das man uns zehn Tage sperrte, nur mit einem Hemd bekleidet ... etc... etc...

Wieviele haben das alles überlebt? Ich weiss es nicht. Für mich dauerte die Leidenszeit vier Monate, bis zu dem Tage, da man mich ins Büro des Kommandanten verbrachte und mir meine Effekten zurückgab, d. h. d a s, was von meinem Eigentum, das man mir bei meinem Eintritt abgenommen hatte, noch vorhanden war...

Man liess mich eine Erklärung unterschreiben, worin ich anerkennen musste, dass ich während meines Aufenthaltes im Lager sehr gut behandelt wurde und wodurch ich mich verpflichtete, niemals über das, was ich hier gesehen und gehört hatte, zu sprechen.

Einige Minuten später, nachdem ich meine Sträflingskleidung abgelegt und meine eigenen Kleider, die mir in der Zwischenzeit viel zu gross geworden waren, angezogen hatte, jagte man mich unter kräftigen Kolbenstössen aus dem Lager und ich liess die dreifache Stacheldrahtumzäunung hinter mir.

Ich war wieder ein freier Mensch, das ist wahr, aber welche Freiheit; es wäre mir teuer zu stehen gekommen davon zu sprechen. Ich lebte von nun an unter einem ständigen Alpdruck. Die Glücklichen waren die, welche der Tod erlöst hatte.

Alle die Schirmeck überlebt haben, werden es nie vergessen...

So vergingen die Monate. Gepflegt und umhegt von meinen Eltern und meiner Schwester, gewann ich langsam meine Kräfte zurück. Von allen Seiten beobachtet, verfolgt und bespitzelt, ging mein Leben weiter. Mein linkes Bein schmerzte mich noch immer — eine Folge der «guten Behandlung» in Schirmeck —, und es kostete mich viele Mühe, es zu beugen.

Eines Tages, als ich hinkend nach Hause humpelte, wurde ich erneut auf der Strasse ergriffen und in die Zitadelle geschleppt. Ich hatte es unterlassen, das Trottoir zu verlassen, als ein deutscher Offizier daher kam.

Mein Verbrechen war schwer; ich war «rückfällig» geworden...

«Ihre erste Kur scheint Sie noch nicht geheilt zu haben!» bemerkte man beim Verhör.

Sofort wurde es mir klar, dass Schirmeck für mich das Ende bedeuten würde: Ein Jahr, dann Dachau, das Lager aus dem es keine Rückkehr gab.

«Entschuldigen Sie mich, Herr Hauptmann...» — «Herrrr Oberleutnant!» schrie mich der Deutsche an. — «...entschuldigen Sie, ich war offensichtlich zerstreut und nachdenklich, als ich auf dem Trottoir blieb, und der Grund lag darin, dass ich mich darauf besann, wo man sich melden muss, wenn man in der Wehrmacht des Reiches Dienst leisten will.»

«Sie haben also im Sinn, unserem Führer in den elsässischen Kompagnien zu dienen? Gut, wir werden sehen.»

Einige Tage verstrichen, während derer ich meine neue Verurteilung erwartete.

Eines Morgens wurde ich abgeführt und im Gefängnishof hiess man mich mit vier anderen Männern einen Camion besteigen.

Wohin würde die Fahrt gehen?

Man verbrachte uns in eine Kaserne: Sanitarische Untersuchung, Kontrollbureau, Formalitäten, deutsche Papiere, Soldbuch — und schliesslich Einreihung in eine sogenannte Selbstmordkompagnie des ... Regiments.

Von jetzt an waren wir deutsche Soldaten.

Für mich aber gab es nur einen Gedanken: Zurück nach Frankreich, dort wo wirkliche Franzosen lebten, um meinen Eltern Nachricht von mir zu geben.

Nach einer kurzen Instruktionszeit kamen wir in die erste Frontlinie. Unsere Aufgabe war von kurzer Dauer, aber nur wenige von uns überlebten sie.

Mehrere Monate verstrichen. Es wurde mir klar, dass ich am Ende meinem Schicksal nicht entgehen würde. Viele meiner Kameraden waren bereits gefallen und fast jeder Tag brachte uns neue Befehle, die uns in neue Abenteuer jagten, wo der Tod jeden Schritt belauerte.

Durch die Teilnahme an mehreren sehr gefährlichen Aufgaben gelangte ich schliesslich in den Genuss eines dreitägigenurlaubes, um Verwandte im Grossherzogtum Baden zu besuchen!

Mein Plan war wohlüberlegt. Diese Gegend war mir durch dort verbrachte Ferien aus meiner Studentenzeit sehr gut bekannt.

Der beste Weg schien mir über die Schweiz zu führen, wo ich mich internieren lassen wollte, um dann später nach Frankreich zu gelangen.

All das war nicht so einfach, wie ich mir vorstellte, aber schliesslich gelang es mir doch, schweizerisches Gebiet zu erreichen, unmittelbar nachdem ich mit knapper Not den Schüssen einer deutschen Patrouille entronnen war.

Ich trug noch meine Militärhosen wie meine Feldmütze. Meine übrige Uniform hatte ich weggeworfen und mir in einer Scheune einen Zivilrock angeeignet. Sollte ich je im Leben dort wieder einmal vorbeikommen, so werde ich den betreffenden Bauer bestimmt entschädigen...

Kaum hatte ich schweizerisches Gebiet betreten — wurde ich verhaftet.

*

Bevor ich weiter über meine Internierungszeit in der Schweiz berichte, bitte ich alle meine schweizerischen Freunde und ihre Familien, die mir so viele Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten erwiesen haben, um Verzeihung, dass ich im folgenden eine schweizerische «Institution» mit Offenheit kritisieren muss, aber ich bin der Meinung, dass sowohl ein Teil meiner Freunde wie der grösste Teil des Schweizervolkes über eine ganze Reihe von Tatsachen nicht im Bilde sind.

Es handelt sich aber um Dinge, die das Volk wissen sollte, um Wahrheiten, an denen höchstens einige hochgestellte militärische Persönlichkeiten und ihre Protektoren Anstoss nehmen werden.

Wie dem aber auch sei, es handelt sich um Dinge, die gesagt werden müssen.

*

Da man mich als Deutschen, als Deserteur der Wehrmacht betrachtete, wurde ich sehr grob behandelt und nach allen Regeln der Kunst verhört und ausgefragt. Es wurde mir sofort klar, dass meine Schwierigkeiten nicht zu Ende waren, ja, ich befürchtete sogar, dass man mich ganz einfach wieder an die Grenze bringen und dort den Nazibehörden übergeben würde.

Nachdem ich vier Tage wie ein gewöhnlicher Verbrecher im Gefängnis gesessen hatte, kam ich mit einer Anzahl anderer Flüchtlinge in die Quarantäne.

Dies bedeutete neuerdings Verhöre ohne Ende, sanitärische Untersuchung und endliche Ausstellung einer Identitätskarte und definitive Klassierung als — deutscher Deserteur.

Nach Ablauf der Quarantäne kam ich mit anderen Deserturen in das Gefängnis von Witzwil, wo wir genau wie ge-

wöhnliche Zivilverbrecher während langer Wochen festgehalten wurden.

Ich wurde mir über den Grund dieser Haft nie ganz klar. War das ein neuer Beweis für die «menschliche Gerechtigkeit» und die «Gleichheit aller vor dem Gesetz»? Auf alle Fälle war für mich der Krieg nicht zu Ende, sondern nur in eine neue Phase eingetreten.

Endlich kam ein Dislozierungsbefehl, aber er lautete auf Einlieferung in das Straflager Wauwilermoos.

*

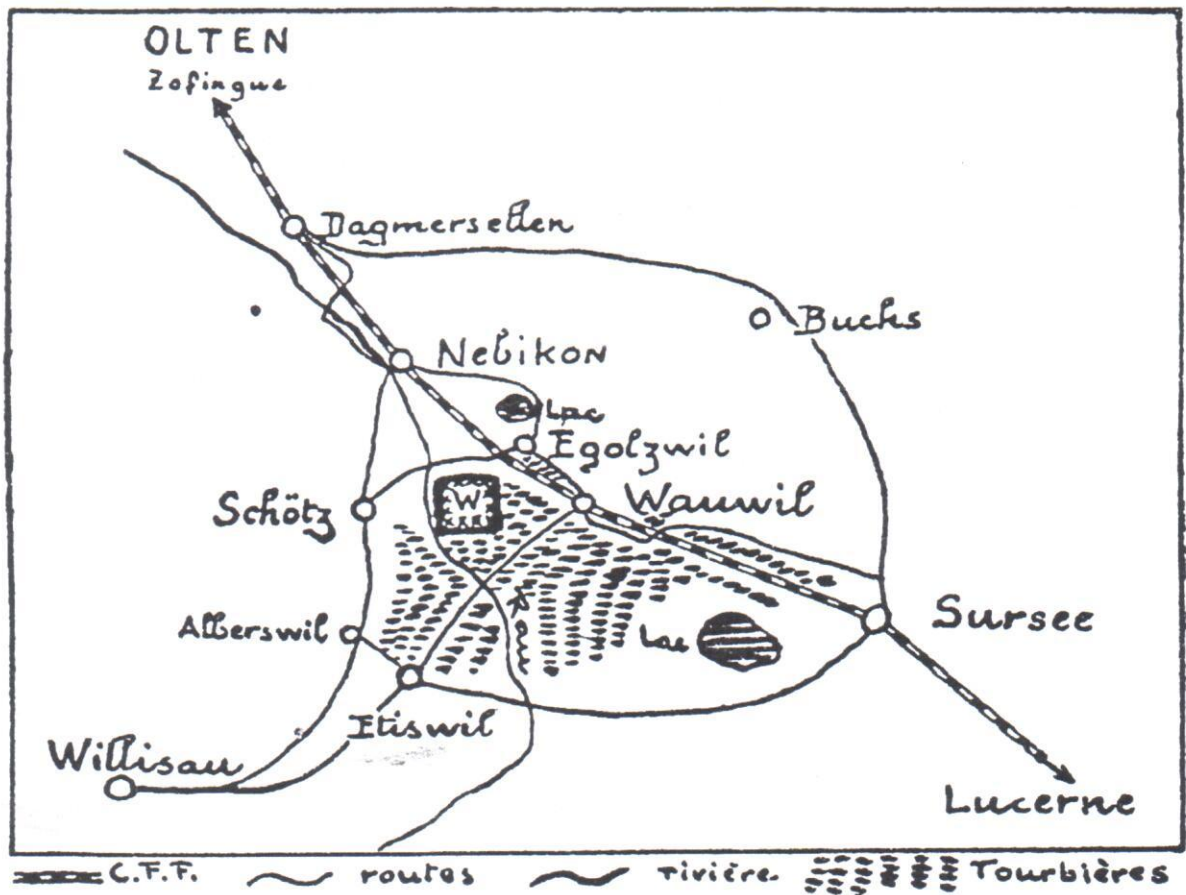
Ich würde also die Bekanntschaft von Wauwilermoos machen, des Lagers, von dem alle Internierten in der Schweiz mit soviel Klagen, mit soviel Abscheu und Hass sprachen und das den Beinamen «Schweizerisches Konzentrationslager» bekam, weil es so sehr an die gleichen Einrichtungen in Deutschland erinnerte . . .

Bevor ich von meiner Ankunft im Lager berichte, will ich seine Lage schildern. Mein langer Aufenthalt hat mir eine gründliche Ortskenntnis verschafft.

Im breiten Tal, welches Olten mit Luzern verbindet, dort wo es sich gegen Willisau öffnet, befindet sich eine grosse Sumpfebene, die früher aus einem See bestanden hat, wovon heute noch zwei Spuren davon zeugen. Diese Ebene trägt den Namen «Wauwiler-Moos». Sie erstreckt sich von Nebikon nach Sursee, einerseits angrenzend an Egolzwil und Wauwil, anderseits an Schötz, Alberswil und Ettiswil. Eine Eisenbahn führt von Dagmersellen nach Sursee. Auf einer Seite des Geleises steigt das Gelände leicht an, auf der andern Seite ist es flach und führt in das Sumpfland, aus welchem die Einwohner der Gegend Torf gewinnen. Bei Egolzwil befindet sich eine kleine Erhebung, die einige Dutzend Meter über dem

Moor liegt. Diesen kleinen Hügel hat man auserkoren, um dort das Straflager Wauwilermoos aufzubauen.

Dank seiner Lage ist es allen Winden ausgesetzt und empfängt auch Sonne von allen Seiten. Es liegt genau dort, wo die Moornebel hängen bleiben. Im Sommer herrscht eine



brütende Hitze und das ganze Lager erstickt im Staub, im Winter dagegen ist das Lager mit sibirischer Kälte gesegnet, einer Kälte, die durch die eiskalten Winde verdoppelt wird, gegen die alle Heizmöglichkeiten nicht aufkommen. Wenn es schneit, formt der Wind, der von allen Seiten zukommt, Schneewehen auf den Wegen bis zu 120 Zentimeter Höhe. Die restliche Zeit, d. h. den grössten Teil des Jahres, ist das Gebiet von Luzern bekannt durch seine Feuchtigkeit und seinen Reichtum an Regen und Nebel. Das ganze Lager be-

steht dann aus schlammigem Dreck, in dem man 10—15 Zentimeter tief einsinkt. Es herrscht eine alles durchdringende Feuchtigkeit. Alles ist feucht, die Baracken und das Stroh.

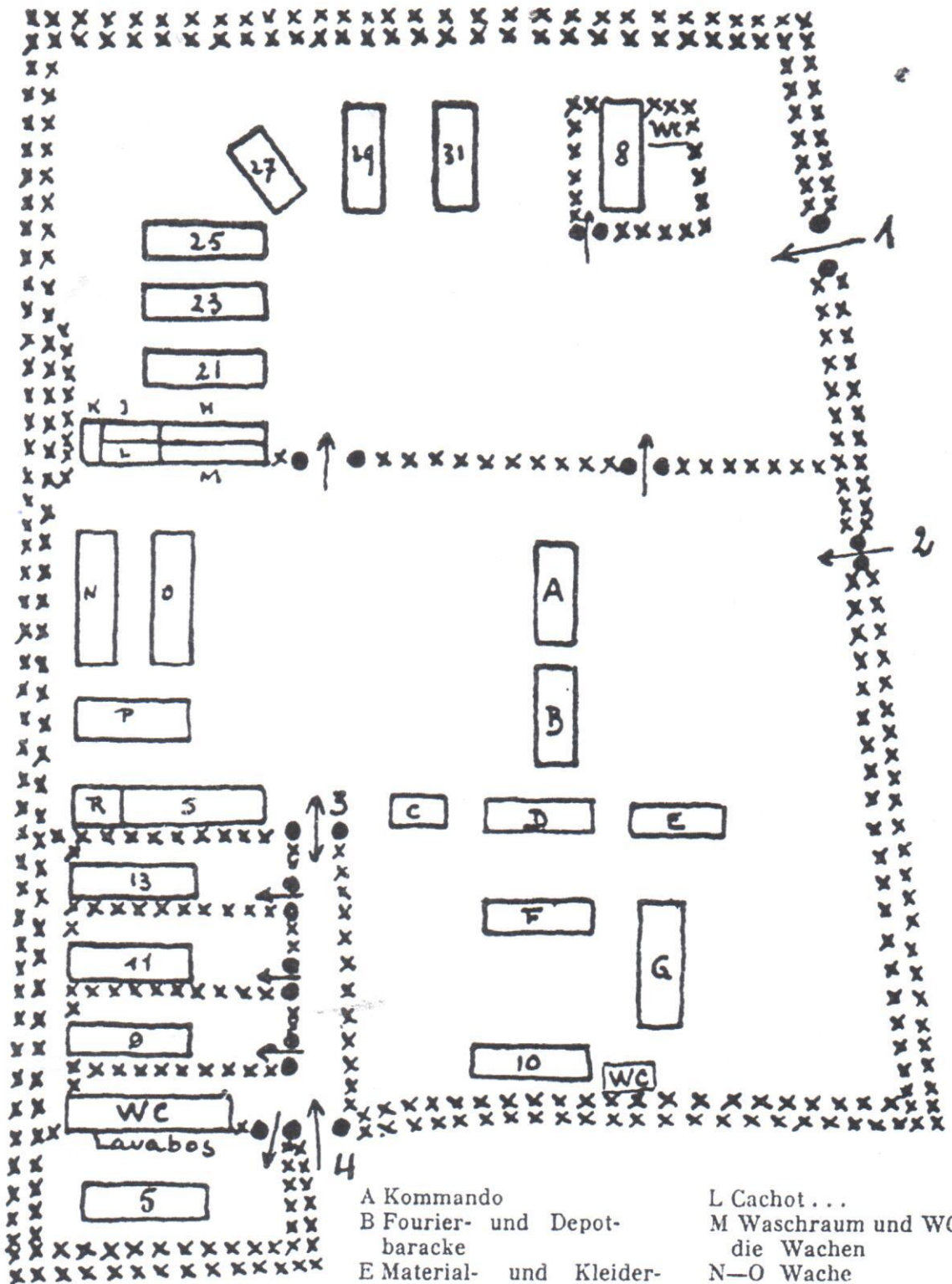
Offen gesagt: man hätte keinen besseren Platz für ein Straflager auswählen können, und im Gegensatz zu den Schweizern, die für ihre Humanität bekannt sind, haben diejenigen, die diesen Ort ausgewählt haben, einen wahren Sadismus bewiesen.

Die Grösse des Lagers dürfte zirka 40 000 Quadratmeter betragen. Es enthielt:

1. Das eigentliche Lager mit zirka 25 Baracken, welche theoretisch in drei Teile gegliedert waren:
S a n t e n b e r g, Militärgefängnis, ebenfalls für Untersuchungshaft. Die Insassen waren Gefangene,
W a u w i l e r m o o s, Abteilung für schwierige Elemente und für Relegierte,
E g o l z w i l, Abteilung für Alkoholiker;
2. das Offizierslager, ausserhalb der Stacheldrahtumzäunung auf der andern Seite des Rau-Kanals.

Das eigentliche Lager war umgeben von einer doppelten Reihe von Palisaden, welche zirka 2 Meter voneinander entfernt und mit Stacheldraht verbunden waren. In dieser Umzäunung befanden sich 3 Oeffnungen: 2 grosse gegen Schötz und Egolzwil, beide mit Wachen im Helm und bewaffnet mit dem Gewehr besetzt, sowie eine kleinere Oeffnung gegenüber der Kommandobaracke, die von einer Wache mit Maschinenpistole besetzt war, welche gewöhnlich auch als Wache des Kommandos zu figurieren hatte.

Drei weitere Wachen befanden sich längs des Stacheldrahtverhaues im Innern des Lagers. Eine davon bewachte die Ecke gegen Santenberg, eine zweite befand sich hinter der Küche und eine dritte auf der Seite von Wauwilermoos. Eine weitere



1. Eingangstüre «Schötz».
4. Eingangstüre «Egolzwil». Diese beiden Türen dienten hauptsächlich zum Auto- und Wagenverkehr.
2. Die kleine Türe vor dem Kommando. Haupttüre für Fussgänger.
3. Die Türe von Santenberg im Lager. Die übrigen Pfeile bezeichnen weitere Türen zwischen den Stacheldrähten im Lager.

- A Kommando
- B Fourier- und Depotbaracke
- E Material- und Kleidermagazin, Schneiderei und Schuhmacher
- D Soldatenstube
- C Heerespolizei
- F Hundebarracke
- G Theater «Casino Wauwilermoos»
- 10. Schreinerei, Coiffeur und Schlafräume der Arbeiter
- H Waschraum und WC. für die Internierten der Sektion Wauwilermoos
- J Pferdestall
- K Schweinestall

- L Cachot . . .
- M Waschraum und WC. für die Wachen
- N—O Wache
- P Lebensmittelmagazin
- S Küche und Dependence
- R Waschküche und Douchen
- 5 } Baracken des Militär-
- 9 } gefängnis Santenberg
- 11 } 8 und 5 mit noch
- 13 } strengere Regime.
- 8 }
- 21 Krankenzimmer
- 23 }
- 25 } Sektion Wauwilermoos
- 27 }
- 29 }
- 31 }

Wache im Innern des Lagers bewachte den Eingang von Santenberg.

Ausserdem gab es ein Hundedetachment, welches aus zwölf dieser berühmt gewordenen Hunde von Wauwilermoos bestand.

Während der Nacht war das ganze Lager im Innern und in der näheren Umgebung erleuchtet. Glücklicherweise funktionierten jedoch die Lampen oft schlecht oder gar nicht — was einigen, die sich flüchten konnten, zugute kam. Ausserdem gab es natürlich noch Zwei-Mann-Patrouillen aus dem Hundedetachment, die selbstverständlich ihre Tiere mit sich führten.

Das Zentrum des Lagers enthielt die Kommandobaracke, diejenige der Fouriere, das Kleider- und Materialmagazin, die Werkstätten, die Heerespolizei, die Soldatenstube, die Hundebarracke, die Küche, die Waschküche, das Lebensmittelmagazin, die Wache, den Pferde- und Schweinestall und zwischen den beiden Ställen das Arrestlokal.

*

Die Reise von Witzwil nach Wauwil machte ich wie irgendein Verbrecher oder Bandit in der Gefangenzelle eines Gepäckwagens. Bei jeder Umsteigestation holte mich die Lokalpolizei aus dem Wagen und führte mich in die Kabine des Anschlusszuges. Auf diese Weise erreichte ich Wauwil.

Ein Hundeführer mit seinem Köter erwartete mich, und ihm wurde ich durch den Zugführer übergeben.

Gleichzeitig erblickte ich drei Polen, welche begleitet von zwei Heerespolizisten einem Drittklasswagen entstiegen. «Gleichheit» vor dem Gesetz!

Zu Fuss ging es nach dem Lager. Bewacht von einem Gewehr, zwei Revolvern und einem Hund, der auf dem ganzen

Wege wütend bellte, dachten wir selbstverständlicherweise nicht an Flucht...

Wir betraten das Lager durch den Eingang auf der Seite von Santenberg, wo sich bereits eine Gruppe Gefangener eingefunden hatte — vor allem Polen —, um ihre neuankommenden Kameraden zu begrüßen.

Wir beschritten die Hauptstrasse, als aus einer Baracke im Zentrum des Lagers eine brüllende Stimme ertönte: «Pike-ma... Pikema... Gottverdamm... was ist mit diesen Leuten im Santenberg?... Gehen Sie zurück... zurück...!»

Wir waren — vorläufig auf Distanz — in Kontakt mit dem Lagerkommandanten getreten.

Wir gingen zurück und meldeten uns an einer kleineren Türe, wo wir von einer Wache mit Maschinenpistole empfangen und nach einer Baracke mit der Aufschrift «Kommando» geführt wurden.

Auf einer kleinen Treppe erwartete uns ein Schweizer Offizier, Hauptmann der Artillerie, welcher unsere Begleiter anbrüllte: «Nom de Dieu! Was wollen Sie mit diesen Leuten im Santenberg?»

«Herr Hauptmann, Gefreiter Dubois, Heerespolizei.»

«Herr Hauptmann, Korporal Rudin, Heerespolizei.»

«Herr Hauptmann, Hundeführer Rüttimann, mit Dux viertausenddreihundertneunundachtzig.»

«Idioten seid ihr!» schrie der Kommandant. «Wisst ihr immer noch nicht, dass neue Gefangene nicht mit den andern Insassen in Berührung gebracht werden dürfen, bevor sie durch die Heerespolizei einvernommen wurden? Wenn das noch einmal vorkommt, lasse ich euch einsperren!»

Der Empfang schien vielversprechend...

Nachdem wir unser spärliches Gepäck am Fusse der Treppe deponiert hatten, betraten wir das «Kommando» und wurden — immer noch bewacht von unsern Begleitern — in ein Vor-

immer geführt, das mir als Entrée zum Büro eines Kommandanten ziemlich schmutzig vorkam. Dort liess man uns etwa 20 Minuten warten. Die drei Polen blieben stehen; ich setzte mich auf eine Bank.

Plötzlich erschien der Kommandant von neuem.

«Was sind das für Leute?»

«Drei Polen, arretiert bei Les Verrières, und ein deutscher Deserteur von Witzwil.»

Die drei Polen in Uniform nahmen Stellung an und grüssten. In meiner halben Wehrmachtsuniform und Zivilkleidung stand ich auf, zog meine Mütze vom Kopf und grüsste.

«Deutscher Deserteur! Kannst Du keine Stellung annehmen, verfluchtnocheinmal! Alles dieselben, keine Disziplin . . . Feiglinge . . . und das flüchtet sich in die Schweiz . . .!»

Ich versuchte nicht zu antworten. Die gleichen Ungerechtigkeiten, allzuoft wiederholt, machen einen zum Philosophen.

«Und spiel Dich hier nicht auf, sonst sperre ich Dich ein! Korporal Schnegg!»

«Hier, Herr Hauptmann!»

«Diesen Mann in Baracke 5!»

«Zu Befehl, Herr Hauptmann!»

Auf diese Weise machte ich Bekanntschaft mit dem «berühmten» Korporal Schnegg, den die Internierten mit dem Namen «G e s t a p o » getauft hatten.

Und wieder schrie der Hauptmann aus dem Fenster: «Piké! Piké!» Nach einigen Augenblicken kam ein Wachtmeister im Stechschritt daher.

«Herr Hauptmann, Wachtmeister Hofmann!»

« . . . die 3 Polen ins 13 und den da ins 5.»

«Zu Befehl, Herr Hauptmann!»

Nach einigen Minuten kamen 3 behelmte Soldaten mit Gewehr. Später wurden wir durch einen braven Bürokraten,

ein «guter Papa», einvernommen, der uns nach Zivilstand, Einteilung etc. befragte und uns — mit einem feinen Lächeln auf den Lippen — immerhin wie Menschen, wie Soldaten, die in jedem Land das gleiche Schicksal erleiden, behandelte, und nicht wie Vieh, das man irgendwo abliefern.

Nach dieser Formalität führte man uns ins Büro der Heerespolizei, wo man uns durchsuchte, befragte und unser Gepäck durchwühlte. Wir wurden gemessen und man verschaffte sich alle Angaben, die nötig sind, um den Steckbrief eines Verbrechers aufzustellen.

Von hier aus wurden wir — immer noch bewacht von bewaffneten Soldaten — ins Kleidermagazin geführt, welches durch einen Internierten verwaltet wurde. Dort mussten wir unsere Effekten unter der «wohlwollenden» Aufsicht des Herrn Schnegg abliefern. Während die drei Polen ordentlich behandelt wurden, war dies bei mir schon weniger der Fall.

«Was hast Du in Deinen Taschen?» — «Was ist das für ein Papier?» Und während er mir voll ins Gesicht sah, schrie er mich an: «Und pass auf, mach hier nicht den Lümmel, sonst werde ich schnell mit Dir fertig und lasse Dich einsperren!»

Das alles, bevor ich auch nur irgend etwas gesagt oder getan hatte. Ich antwortete nur noch auf direkte Fragen.

Wir erhielten nun die Lageruniform, ein blaues Ueberkleid und Holzschuhe, zwei Decken, einen Teller, eine Gabel, einen Suppenlöffel und eine Tasse aus Aluminium. Da ich fast keine persönlichen Effekten besass, erhielt ich noch ein Handtuch und ein kleines Stück Seife.

Endlich wurden wir in die Abteilung Santenberg geführt; die drei Polen in die Baracke 13, ich in Nr. 5.

Die Baracke 5, die unter dem Regime des Militärgefängnisses stand, war noch einer schärferen Disziplin unterworfen als die Baracken 9, 11 und 13.

Warum führte man mich dorthin? Ich habe es nie erfahren.

Dort angekommen, traf ich einige deutsche Deserteure und italienische, griechische und jugoslawische Kommunisten, wie auch zwei Araber. Der Barackenchef kam auf mich zu, fragte nach meinem Namen, wies mir einen Platz an und schrieb meinen Namen auf eine Tafel, wie auch auf die Zimmerputz-Tour des kommenden Tages.

Eine Baracke sollte 30—40 Leute enthalten; wir waren unserer 47 zusammengepfercht.

Die Baracke war in zwei Teile geteilt, den Schlafraum, sowie den Aufenthalts- und Essraum, wo sich die Mannschaft während des Tages aufhalten musste, sofern es das Wetter nicht erlaubte, sich in der kleinen Umgebung der Hütte aufzuhalten.

Baracken

Der Schlafraum ist der Länge nach in zwei Teile aufgeteilt. Jeder enthält zwei erhöhte Bretterböden, auf die man Stroh geworfen hatte. Aber welches Stroh! Es hätte jeden Monat gewechselt werden sollen, und jeder hatte, wenn ich mich nicht irre, Anrecht auf 8 kg. Unser Stroh aber war bereits mehrere Monate alt, es war zertreten und ergab nur noch eine staubige, feuchte und schmale Schlafstelle, worin sich die Flöhe sehr wohl fühlten.

Unsere Decken spendeten uns nur ein Minimum von Wärme, denn sie waren dünn und viele davon zerrissen und verlöchert.

Was war Santenberg? Wie ich es bereits sagte, diente es als Militärgefängnis und für Präventivhäftlinge. Es war innerhalb des Lagers noch einmal mit Stacheldraht umgeben, ja sogar jede einzelne Baracke war mit Stacheldraht umzogen.

Die Internierten dieses Regimes hatten nicht das Recht, die Soldatenstube aufzusuchen. Zweimal pro Woche nahm der Barackenchef die Tabak- und Zigarettenbestellungen entgegen und begab sich unter Bewachung in die Kantine, wo er das erstand, was jeder von uns bestellt und selbstverständ-

ungewöhnliche
Belastungen
des menschlichen Körpers

lich auch bezahlt hatte. Wer kein Geld hatte, bekam nichts. In dieser Beziehung allein war unsere Lage als deutsche Deserteure tragisch. Wir bekamen weder Sold noch irgendeine andere Unterstützung, und viele von uns hätten überhaupt nicht mehr gewusst, was Rauchen ist, wenn sich nicht eine Soldatenmutter um uns gekümmert hätte.

Jeden Morgen um 6 Uhr, an Sonntagen um 7 Uhr war Tagwache. Fünf Minuten vorher kam ein Soldat der Wache und schrie: «Auf!», und ohne Rücksicht auf das Wetter öffnete er die Fenster. Wenn wir nicht augenblicklich aufstanden, zog er uns die Decken vom Leibe. Es gab kein Erbarmen: ob krank oder fiebrig, man musste aufstehen. Dann machte er Appell und entfernte sich befriedigt.

Dann gingen wir zur Waschgelegenheit. Diese befand sich zwischen den Baracken 5 und 9. Sie war aus Backsteinen gebaut und enthielt auf einer Seite die Lavabos und auf der andern die Closets. Ueber einem langen Rinnstein befanden sich die offenen Kabinen, so dass wir unsere Bedürfnisse nicht einmal in einem verschlossenen Raum erledigen konnten. Der Schmutz war charakteristisch für alle Closets im Lager. Im Rinnstein standen meistens etwa 30 Zentimeter Urin und Kot, denn die Wasserspülung funktionierte nur selten.

Nachdem die Toilette erledigt war, kam das Fassen der Suppe. Einige vorher bestimmte Internierte begaben sich mit ihren Gefäßen an die Türe von Santenberg, von wo aus sie unter Bewachung nach der Küche geführt wurden. Vor der Küchentüre wachte ein weiterer Soldat darüber, dass nur immer die Fassmannschaft einer Baracke die Küche betrat. Gleichzeitig wurde das Brot für den ganzen Tag verabreicht, sowie der Milchkaffee oder Kakao, beides mit sehr viel Wasser...

Kurz nachher kam der Morgenappell auf dem Platz, umgeben von vielen bewaffneten Soldaten. Die Barackenchefs

meldeten ihren Bestand an Feldweibel Althaus. Dieser war, wie sein berühmter Kollege Schnegg, den Internierten wie auch den Schweizer Soldaten und Beamten verhasst, ausgenommen vielleicht einigen Polen.

Meistens betrunken, wusste er oft nicht mehr, welche Schimpfnamen er uns anhängen sollte, sei es beim Appell, in der Baracke oder irgendwo im Lager. Sein Wortschatz blieb sich stets gleich: Schweinehunde, Schweinerei, Tagdiebe, Nichtsnutze etc. Aber obschon er das Gespött des ganzen Lagers war, hatte er doch eine grosse Qualität: er hasste Schnegg und zeigte es wo es ging. Schnegg selbst gab zurück was er konnte und verfehlte nicht, ihn bei jeder Gelegenheit zu ärgern. Althaus hatte wenigstens keine Sympathien für Spitzel.

Und warum verstand er sich mit den Polen so gut? Das heisst, nicht mit allen, sondern mit der Equipe der Lagerhandwerker, welche ihm zu Trinken bezahlten! Selbst nach dem Abendverlesen verliess er oft mit einigen von ihnen das Lager, um sich in Egolzwil vollzusaufen. Abgesehen davon war Althaus ein tüchtiger Bauer, der sein Handwerk verstand.

Was seine Arbeit anbelangt, so hätte er sich mit der inneren Ordnung befassen müssen, doch diese interessierte ihn wenig; weder der Schmutz im Lager, in der Küche, in den Closets, noch das Auswechseln des Strohs in den Schlafstätten.

Nach dem Appell begaben wir uns in Gruppen zurück in die Baracken und der Tag verlief langweilig und monoton wie jeder andere. Wie ich schon gesagt habe, wurde ein Teil der Baracke als Ess- und Aufenthaltsraum benützt, sofern das Wetter keinen Aufenthalt im Freien gestattete.

Alle Baracken waren mit einem mehr oder weniger gutgehenden Radio und mit mehr oder weniger kompletten Spielen versehen, mit Ausnahme der Baracken 5 und 8.

Das Rauchverbot, das Fehlen eines Radios und das Spielverbot wie auch das Fehlen jeglicher Lektüre waren die speziellen «Vorzüge» dieser beiden Baracken innerhalb Santenbergs.

Trotzdem gelang es uns zu spielen. Mit Nägeln und Metallstücken zeichneten wir Spielfelder auf Tische und Fussböden. Dank sinnreicher, improvisierter Spiele, mit kleinen Stückchen Karton oder Papier, welche die einzelnen Figuren bedeuten sollten, spielten wir Schach und andere Spiele. Es gab endlose und spannende Partien. Selbst Schach-Champions hätten nicht eifriger dabei sein können. Andere spielten mit Zündhölzchen und kleinen Stäbchen ein Nationalspiel, andere wieder beschäftigten sich damit, ein Messer gegen die Wand oder den Fussboden, in einen mit Kreide aufgezeichneten Kreis, zu werfen.

Immer wieder lasen wir alte Zeitungen und Bücher, die irgendeiner versteckt hatte. So vergingen unsere Tage. War es schön, so begaben wir uns ins Freie, schliefen auf dem blossen Boden an der Sonne oder gingen auf und ab wie Tiere im Käfig.

Um 11.30 und 17.30 Uhr fand wiederum das Fassen der Suppe statt. Ich will mich nicht bei der Frage der Ernährung aufhalten, denn darüber könnte man Bücher schreiben. Wir hätten Anspruch auf die Zivil-Ration gehabt, aber nur sehr selten gab es etwas Gutes, meistens wurden wir ernährt wie Schweine aus dem Trog. Die Quantität war ungenügend. Fleisch, wenn es auftauchte, wurde in winzigen Stückchen in viel Wasser- oder Mehlsauce serviert. Halbe gebratene Cervelats waren sehr beliebt, und Fisch erschien meistens in Form einiger Gräte.

Dies hielt jedoch die Köche, den Feldweibel und gewisse Fouriere nicht davon ab, sich zusammen mit einigen Freunden in der Küche eine «Spezial-Platte» bereiten zu lassen,

welche sie sich zusammen mit einer Flasche Schnaps zu Gemüte führten.

Wenn wir keine guten Tage hatten, wenn die Nahrung in bezug auf Qualität und Quantität ungenügend war, wenn wir momentan unserer Freiheit beraubt waren, so wäre das alles noch erträglich gewesen. Schliesslich befanden wir uns im Krieg. Viele unserer Landsleute kämpften noch auf den Schlachtfeldern unter viel schwereren Bedingungen. All das wäre erträglich gewesen ohne den Stacheldraht, die ständigen Schikanen und Ungerechtigkeiten, die wir über uns ergehen lassen mussten.

Stacheldraht... sein Anblick ist aufreizend... er hält einen zurück... er schliesst einen ein, man sticht sich daran, wenn man ihn zufällig berührt... er zerreisst einem die Kleider... Er begrenzt den Horizont, beengt den Blick in die Felder durch seine unzähligen Drähte, die von Tausenden von Stacheln besetzt sind... Wo man hinblickte, wo man hintrat, überall Stacheldraht...

Schikanen, Ungerechtigkeiten gab es mehr als genug. Sie erinnerten uns an die Konzentrationslager, wo man uns am Schlafen und Denken hinderte, um den französischen Geist zu töten.

Die Türe der Baracke ging auf und Althaus kam herein: «Was ist das für eine Sauerei vor der Baracke? Ihr Schweinekerle, so ein Dreckhaufen! Könnt Ihr das nicht wegputzen? Ihr lebt natürlich lieber im Scheissdreck!» Und Althaus wurde rot im Gesicht, verlor jede Beherrschung und fluchte, was ihm gerade in den Sinn kam.

Plötzlich wurde Althaus von einer schrillen Stimme überschrien: «Streng Dich nicht so an, Feldweibel, Du wirst sonst noch zusammenklappen. Hast Du wieder einmal zuviel

Schnaps gesoffen gestern abend?» Und die ganze Baracke brach in ein Gelächter aus, bis sich einer von uns an Althaus heranmachte und ihn fragte, wann eigentlich das feuchte Stroh, das von Flöhen wimmelte, ausgewechselt werde. Das war für Althaus das Signal zum Rückzug. Er drehte sich um und sagte: «Wir werden sehen... wir werden sehen... es geht nicht...»

Nachdem die Stille wieder eingekehrt war, nahm jeder seine Beschäftigung oder sein Spiel wieder auf. Dieser wenigstens vergass uns schnell und war kein Spitzel.

Plötzlich öffnete sich die Türe von neuem, und herein kam Gestapo mit seinem Hund, pardon, Korporal Schnegg mit seinem Köter.

Alle blickten sich mit zusammengebissenen Lippen an, denn niemand wollte etwas sagen, das man falsch hätte auslegen können. Man fragte sich, was wohl passieren würde.

Einige Sekunden vergingen. Schnegg ergriff die Papier- und Kartonstücke, die unsere Schach- und Dominofiguren darstellten, und eine Schachtel Streichhölzer, die sich zufällig auf einem Tisch befand. Er betrat den Schlafräum, schrie nach dem Barackenchef, da die Holzschuhe nicht in einer Linie standen und die Decken angeblich nicht schön genug zusammengelegt seien. Er suchte, schnüffelte überall herum, um irgend etwas zu finden. Doch da ihm nichts Aussergewöhnliches auffiel, verliess er wütend die Baracke, immer gefolgt von seinem Hund.

Wir wussten aber, dass die Besuche von Gestapo nie etwas Gutes bedeuteten. In der Tat kamen nach einigen Minuten ein Korporal und 6 bewaffnete Soldaten: «Befehl, die ganze Baracke sofort zu räumen, alle Effekten in die Wolldecken! Baracke verlassen! In drei Minuten marschbereit!»

Das bedeutete für uns, sämtliche Habseligkeiten durcheinander in eine Wolldecke zu schmeissen und die Baracke zu

verlassen. Während zwei Soldaten alle Ecken der Baracke durchstöberten, wurden wir im Gänsemarsch auf den kleinen Grasplatz zwischen dem Kommando und der Wache geführt. Dort durchschnüffelte man alle unsere persönlichen Effekten, eine Arbeit, die einmal von Soldaten, dann wieder von Schnegg persönlich oder von Angehörigen der Heerespolizei ausgeführt wurde.

Schnegg, von seinem Hund begleitet, wartete auf seine Beute. Die Durchsuchung war bereits das erste Resultat seines Besuches, jetzt aber wollte er mehr. Auf einem Mann wurden Zigaretten gefunden, auf einem andern Streichhölzer. Beide wurden auf das Kommando geführt. Schon nach zwei Minuten kamen sie wieder heraus, eskortiert von zwei Soldaten: 10 Tage Arrest.

Schnegg frohlockte und fixierte uns mit einem Ausdruck, der seinen befriedigten Sadismus deutlich genug verriet. Indem er sich vor uns aufstellte, schrie er: «Schweinebande! Mit Euch werde ich noch fertig werden. Passt nur auf, dass ich nicht noch andere einsperren lasse!»

— Don Quichotte! Schlappschwanz! Du hattest es leicht, uns zu beschimpfen, uns wie Vieh zu behandeln, uns Tag für Tag zu schikanieren. Deine Stärke lag in Deiner Schweizer Uniform, die Du besser mit derjenigen der Gestapo vertauscht hättest. Du warst bewaffnet und stets von Deinem Hund begleitet, während wir völlig wehrlos waren. Was hättest Du getan, Grosshans, wenn die Schweiz angegriffen worden wäre? Wenn Du Dich mit bewaffneten Soldaten hättest schlagen müssen? Was hättest Du getan? Wie viele andere hättest Du in die Hosen gemacht und wärest davongelaufen!

Wir wurden in die Baracke zurückgeführt, wo dasselbe alte, faule und von Ungeziefer wimmelnde Stroh inzwischen etwas aufgelockert worden war.

Die Nebel, der Schnee oder Regen, die monotonen, traurigen, grauen Tage, unsere Untätigkeit, das alles liess unsere Gedanken in die Heimat, zu unseren Angehörigen, schweifen. Während eines grossen Teils des Jahres litten wir sehr unter der Kälte. Wir konnten nicht ständig im Aufenthaltsraum sitzen, weil er viel zu kalt und feucht war. Am Morgen bekamen wir einen Holzhaufen von zirka 1 Meter Höhe für den ganzen Tag. Es war an uns, dieses Heizmaterial so gut wie möglich zu verwenden. Dadurch entwickelte sich ein methodischer und wohlorganisierter Holzdiebstahl. Ueberall versuchte man, sogar durch die schützenden Stacheldrähte hindurch, etwas Holz zu erhaschen. Selbst im Innern der Baracken brach man Holzstücke aus dem Boden unter den Schlafstellen, verheizte alte Bänke etc. Das war sicherlich nicht ganz in Ordnung, aber wir mussten ein Mittel suchen, um uns zu erwärmen.

Wenn es gefror, dann konnte keine Rede mehr davon sein, sich zu waschen. Die Wasserleitungen waren gefroren und die Waschstellen waren mit Eisblöcken gefüllt. Tagelang konnten wir uns überhaupt nicht mehr waschen.

Die Wasserspülung der Closets fror ebenfalls ein und in den Rinnsteinen blieb der Dreck tagelang liegen. Glücklicherweise war es wenigstens kalt!

Eines Abends gegen 5 Uhr fühlte ich mich unwohl. Ich legte mich unter meine dünnen Decken und einige Augenblicke später schüttelte es mich an allen Gliedern. Keiner meiner Kameraden schenkte mir Beachtung; sie waren es gewohnt, ihre eigenen Leute sterben zu sehen. Gegen 9 Uhr kam ein alter deutscher Deserteur, Veterane von 1914/1918, zu mir und sagte: «Was willst Du! Hier sind wir keine Menschen! Sind wir nicht deutsche Deserteure? Um uns bekümmert sich niemand. Wir können verrecken, das ist gleichgültig, niemand wird sich deswegen stossen. — Wart, ich

habe noch etwas Schwarztee — ich werde Eis schmelzen und Dir einen heissen Tee machen.»

Etwas später brachte er mir eine Tasse Tee, welche er mir zu trinken gab. «Da!» sagte er, «nimm noch eine meiner Decken, für heute nacht wickle ich mich in meinen Mantel.»

Ich hatte eine sehr schlechte Nacht. Gegen 1 Uhr früh kam ein schwerer Hustenanfall. Am Morgen bat ich den Barackenchef, mich krank zu melden und auf 9 Uhr eine Wache zu verlangen, die mich ins Krankenzimmer führen könnte. Ich musste bei der Barriere warten, wie es die Ordnung vorschrieb. Ich stand dort über eine halbe Stunde...

Vor der Krankenbaracke musste ich erneut warten, da die Empfangsordnung wie folgt lautete: Schweizer Soldaten, internierte Offiziere, Wauwilermoos, Egolzwil und dann erst Santenberg.

Endlich kam die Reihe an mich. Ich trat ins Krankenzimmer, aber w e l c h ein Krankenzimmer! Es handelte sich um eine kleine Ecke innerhalb der Baracke 21, von 2 Meter Breite und 3 Meter Länge, schwarz, verraucht, ausgestattet mit einem Feldbett, einem kleinen Schrank und einem riesigen Ofen. Erfüllt von Pfeifenrauch war hier das Reich des Herrn Biolick, eines polnischen Sanitäters, der sich hier breitmachte und am Abend mit seinen Freunden Bridge spielte. Hier befand sich der «Spielsaal» des Lagers.

Die Kranken waren unwichtig!

Ich erklärte Biolick, dass ich die ganze Nacht Fieber und schwere Hustenanfälle gehabt hätte. Er gab mir eine Tasse Tee und eine Treupel-Tablette. Das war alles; ich konnte gehen.

Zusammen mit anderen Kameraden von Santenberg wurden wir in unsere Baracken zurückgeführt. Sofort legte ich mich wieder nieder.

Nach ungefähr einer Stunde öffnete sich die Türe der Baracke und der Lagerkommandant, gefolgt von Althaus und Schnegg, trat ein, um eine Baracken-Inspektion vorzunehmen. Achtung!

«Sakrament! Kannst Du nicht Stellung annehmen und Deine Mütze abziehen? Was glaubst Du eigentlich? Ihr seid hier Soldaten und werdet nach Militärgesetz behandelt... habt Ihr das vergessen...?»

«Entschuldigen Sie, Herr Hauptmann», sagte ein Kamerad, «wir haben unsere Mützen auf dem Kopf weil wir in den Baracken frieren, da wir zu wenig Holz bekommen.»

Althaus: «Die Saukerle stehlen alles Holz hinter der Küche!»

«Was ist denn mit diesem da los? Herrgottsakrament! Glaubst Du, wir machen hier Ferien? Du wärest besser an der Front geblieben und hättest Dir die Schnauze einschlagen lassen, als in die Schweiz zu kommen und wie ein Angsthase auszureissen... Es wird Dich wohl nicht ermüden, hier herumzulungern?» (Und doch war dies ein Befehl des Kommissariates für Internierung betreffend das Militärgefängnis von Santenberg!)

«Schnegg!»

«Zu Befehl, Herr Hauptmann.»

«Stecken Sie mir diesen Kerl da für 10 Tage ins Loch, das wird ihn erwärmen!»

«Herr Hauptmann, da liegt noch einer auf dem Stroh!»

Der Kommandant kam auf mich zu und es entwickelte sich folgendes Gespräch:

— Kannst Du nicht aufstehen, Du Faultier!?

— Herr Hauptmann, ich bin krank, ich hatte die ganze Nacht Fieber und war heute früh im Krankenzimmer.

— Hast Du einen Dispens des Arztes?

— Nein, Herr Hauptmann, der Arzt war heute früh nicht anwesend. Biolick hat mir Tee und Treupel gegeben.

— Wenn Du keinen Dispens hast, dann bist Du nicht krank! Ich will Dir zeigen, was es heisst, hier den ganzen Tag herumzulungern und die Decken nicht zusammenzulegen. Glaubst Du, wir sind hier in einem Bordell? Schnegg!

— Zu Befehl, Herr Hauptmann!

— Stecken Sie diesen Kerl 5 Tage ein, das wird ihn heilen.

— Aber, Herr Hauptmann, ich bin wirklich krank. Ich verlange, dass man mich einem Arzt vorführt. Das ist nicht menschlich!

— Halt das Maul, Herrgottsakrament! Ich will Dir zeigen, was es heisst, da herumzumaulen und «menschlich» zu sein...! Schnegg!

— Dieser Kerl wird 10 Tage eingesteckt! Lassen Sie die beiden auf die Wache bringen. Ich werde die Haftbefehle ausstellen.

Herumgepufft und gestossen, unter wüsten Schimpfworten, wurden wir mit unseren Gamellen und den zwei Decken auf die Wache geführt, wo man uns eingehend durchsuchte und uns alles abnahm, was man nur nehmen konnte, sogar den Gürtel, mit dem wir unsere Hosen befestigt hatten, so dass wir diese für 10 Tage mit den Händen halten mussten. Dann führte man uns in das «Cachot».

Und was für ein «Cachot»!

Es bestand aus zwei Räumen von 1,80 m Länge und 1,90 m Breite. Jeder enthielt 4 übereinander gelagerte Pritschen aus Holz, links und rechts von der Türe. Auf den Pritschen lagen einige Strohhalme, so wenig, dass sie überhaupt nichts bedeuteten. Keine Lüftung, kein Licht, kein Fenster, nackte Backsteinmauern ohne Verputz. Auf der Längsseite grenzte das Cachot an den Schweinestall, auf der Breitseite an den

Pferdestall. Gelüftet wurde nie, und das Cachot war fast ständig besetzt. Es roch schrecklich nach Urin und Pferdemist.

Die Türen lagen unter der Erdoberfläche und wurden erreicht, indem man eine Schmutzgrube, die vollkommen mit Stacheldraht eingerahmt und überdeckt wurde, durchquerte. Der Schlamm war hier so tief, dass er selbst bei schönstem Wetter nie trocknete.

Im Winter herrschte eine eisige Kälte; im Sommer ein stickiger, feuchter Stallgestank.

Und in diesen Räumen, oder besser in diesen Menschenställen, mussten die Internierten ihre Strafe verbringen.

Hier musste ich fiebrig und geplagt von einer schweren Bronchitis meine 10 Tage absitzen.

Am Nachmittag, bei jedem Wetter, ob bei Regen oder Schnee, mussten wir ohne andere Kleidung als unsere Ueberhosen einen Gang um das Lager machen, selbstverständlich unter scharfer Bewachung.

Um diese «Gesundheitspflege» zu vervollkommen, gab man uns eine leere Konservenbüchse (ehemaliger Inhalt: 5 Kilogramm Tomaten!) zur Verrichtung unserer menschlichen Bedürfnisse.

Die Nahrung bestand aus Suppe und Brot. Aber welche Suppe! Der Rest des Kochkessels wurde mit etwas Wasser ausgespült, denn wir wurden als letzte serviert.

Nachdem die 10 Tage verstrichen waren, wurde ich mit meinem Kameraden in die Baracke zurückgeführt.

Und das Leben ging weiter, voll von Schikanen, Beschimpfungen und Ungerechtigkeiten...

Und was tat man für die Religion der Internierten?

Die Polen erhielten regelmässig den Besuch eines katholischen polnischen Priesters, die Italiener denjenigen eines italienischen Missionars. Ein Rabbiner besuchte hin und wieder die Israeliten. Die Protestanten erhielten Besuche von Pfarrern. Ein mohammedanischer Priester besuchte manchmal seine Gläubigen.

Der katholische und der protestantische Pfarrer von Sursee besuchten regelmässig das Lager.

Am Sonntag war der Besuch der Messe für die Katholiken obligatorisch. Zu diesem Zwecke begaben wir uns in die Kirche von Schötz.

Die Sammlung vollzog sich auf dem Platz vor der Wache und der Zug formierte sich nach einem durch den Kommandanten sehr sorgfältig aufgestellten Befehl. Alle Internierten hatten in Ausgangskleidung zu erscheinen. Um die Situation zu schildern, mache ich den Leser am besten mit dem betreffenden Befehl selbst bekannt:

«Die Internierten haben sich in nachstehender Reihenfolge zur Kirche von Schötz begeben:

3 Schweizer Soldaten mit Helm

Wauwilermoos

3 Schweizer Soldaten mit Helm

10 Meter Abstand

2 Schweizer Soldaten in Dienstuniform

Santenberg

2 Schweizer Soldaten in Dienstuniform

10 Meter Abstand

2 Schweizer Soldaten in Dienstuniform

Egolzwil

2 Schweizer Soldaten in Dienstuniform

50 Meter Abstand

2—3 Hundeführer in Dienstuniform mit ihren Hunden.

Rauchverbot innerhalb und ausserhalb des Lagers.

In der Kirche:

Die Internierten befinden sich in geschlossener Ordnung von der zweiten Bank an.

R e c h t s : zweite Bank die Offiziere,

dritte Bank: an jeder Aussenseite ein Schweizer Soldat, restliche Bank leer,

vierte und folgende Bänke: Wauwilermoos,

folgende Bank: an jeder Aussenseite ein Schweizer Soldat, restliche Bank leer.

L i n k s : zweite Bank: 1 Schweizer Soldat an jeder Aussenseite, restliche Bank leer,

dritte Bank und folgende: Santenberg,

folgende Bank: 1 Schweizer Soldat an jeder Aussenseite, restliche Bank leer,

folgende Bänke: Egolzwil,

nächste Bank: 1 Schweizer Soldat an jeder Aussenseite, restliche Bank leer.

2 Schweizer Soldaten steigen auf die Empore, um die ganze Kirche beobachten zu können.

Kein Zivilist darf bei den Internierten oder zwischen ihnen auf den Bänken Platz nehmen.

Zwei Soldaten bewachen die Eingangstüre der Kirche aussen.

Die Hundeführer patrouillieren mit ihren Hunden ausserhalb der Kirche und auf den Zugangswegen.

Nach Beendigung des Gottesdienstes verlassen die Internierten die Kirche in folgender Ordnung: Offiziere, Wauwilermoos, Egolzwil, Santenberg.

Der Rückzug ins Lager vollzieht sich gleich wie der Hinweg.»

*

Die Zeit verging, ohne dass ich wusste, warum man mich in Wauwilermoos-Santenberg eingesperrt hätte.

Was hatte ich getan, dass man mich auf diese Weise behandelte? Nichts, absolut nichts, wenn man von der Tatsache des «deutschen Deserteurs» absah.

Eines Tages bat ich den verantwortlichen Offizier, mich für die nächste Sprechstunde beim Kommandanten, d. h. am kommenden Freitag, vorzumerken.

Ein Soldat kam und führte mich auf das Kommando.

Im Vorzimmer traf ich Kameraden aller Nationalitäten an.

Sie alle waren aus dem gleichen Grunde hier: «Warum befinde ich mich im Wauwilermoos? Wie lange muss ich noch hier bleiben? Kann ich nicht in ein freies Lager zurückkehren?»

Was die Polen anbetraf, so hatten sie fast alle versucht, nach Frankreich zu fliehen. Sie wussten, dass dies der Grund war für ihre Internierung in Santenberg. Ihre Fragen blieben sich immer die gleichen: «Ich bin in Santenberg seit 90, seit 120, seit 140 Tagen. Wann wird mein Fall erledigt? Wann habe ich meine Strafe abgebüsst?»

Dann telephonierte der Kommandant nach Bern an die Justizabteilung des Kommissariates, oder an Fräulein Billon, die bei allen Internierten wegen ihres dortigen Einflusses bekannt war. «Wann kommt der Befehl für X, für Y, für Z? Was muss ich mit A, mit B, mit C anfangen? Ich habe keine Befehle erhalten für D, F und G. Glauben Sie, dass ich H, J und M noch monatelang ohne weitere Instruktionen eingesperrt lassen kann?»

Es war immer die gleiche Frage, immer dasselbe. Ohne Zweifel handelte es sich um eine «fabelhafte» Organisation bei der Schweizer Justiz und besonders beim Rechtsdienst des Kommissariates!!

Und, während wir arme Teufel im Wauwilermoos verschimmelten, waren wir auf Gedeih und Verderb den Launen und dem guten Willen dieser Herren in Bern ausgeliefert!

Vor mir kamen drei Deutsche in Uniform, gebügelte Hosen, glänzende Stiefel und in Hitlermütze, die Sorte, die gewisse Leute in der Schweiz als «Patrioten» bezeichneten. Sie meldeten sich stramm, und in Achtungstellung begannen sie ein freundschaftliches Gespräch mit dem Kommandanten, der ihre Freundlichkeit durchaus erwiderte. Jeder im Lager wusste es, und niemand machte ein Geheimnis daraus, dass unser Kommandant ein grosser Bewunderer des mächtigen Deutschland Hitlers war.

Dann kam die Reihe an einige griechische und jugoslawische Kommunisten. Ohne Diskussion wurden sie nach einigen Sekunden wieder hinausgeschickt und in ihre Baracken zurückgeführt.

«Was ist mit diesem da?» fragte der Kommandant.

«Deutscher Deserteur», antwortete der Bürolist.

«Was willst Du noch?»

Ich versuchte, ihm meine Situation zu erklären, aber er liess mich nicht zu Worte kommen.

«Kannst Du keine anständige Stellung annehmen, Sakrament! Und was für ein Soldat in dieser schlampigen Kleidung. Mach dass Du fort kommst, ich weiss nichts über Deinen Fall... der Nächste!»

Der begleitende Soldat packte mich am Arm und führte mich in die Baracke zurück.

Mehr als drei Monate vergingen; ich wartete weiter...

Eines Tages wurde ich ins Büro des Kommandanten gerufen, der mir eröffnete, ich hätte meine Zeit in Santenberg beendet und ich würde in das Lager der «schwierigen Elemente» von Wauwilermoos, in die Baracke 23 versetzt.

Ich versuchte keine Diskussion, um zu erfahren, wieso dieser Entscheid getroffen worden war. Mir war langsam alles gleichgültig.

Der Soldat führte mich zurück in Nr. 5, wo ich meine Effekten zusammenpackte, und dann ging es in die Baracke Nr. 23.

Die Abteilung Wauwilermoos war für «schwierige Elemente» bestimmt, hier befanden sich die Internierten, mit denen man nicht mehr wusste, was anzufangen. Hier lebten die Leute, die man in Bern vergessen hatte oder deren Dossiers irgendwo unters Eis geraten waren oder in irgendeiner Schublade auf einen Entscheid warteten. Wieviele gab es von dieser Art!

In der neuen Baracke traf ich lediglich deutsche Deserteure.

Das war die Baracke, wo Althaus und Schnegg, die Wache oder irgendeiner kam und sich Leute holte für irgendeine Arbeit, die niemand sonst verrichten wollte, sei es die Reinigung der WC., der Lavabos vor irgendeiner Inspektion etc. etc.

Unter dem Regime von Wauwilermoos konnten wir uns im Lager frei bewegen und die Soldatenstube aufsuchen. Nach sechs Wochen erhielten wir eine Ausgangskarte, welche uns gestattete, im Rayon von Schötz, Egolzwil und Wauwil auszugehen, und zwar am Abend zwischen 19 und 21.30, am Sonntag zwischen 13 und 17.30 Uhr. Um am Sonntag zwischen 13 und 21.30 Uhr frei zu sein, benötigte man einen speziellen Ausweis.

Die Baracken dieser Abteilung enthielten so weit es möglich war nur Internierte einer Nationalität.

Man kann nicht sagen, dass zwischen uns völlige, freundschaftliche Einigkeit herrschte. Wir waren immerhin Freunde und Feinde verschiedener Nationen, doch durch eines waren wir verbunden: wir waren die von Wauwilermoos, wir waren

gefangen, umgeben von Stacheldraht, wir alle litten unter demselben Uebel, wir sehnten uns nach unserer Heimat und nach unseren Angehörigen.

Von Zeit zu Zeit gab es eine Diskussion, eine Schlägerei, doch diese wurde immer hervorgerufen durch betrunkene Engländer, Polen oder Russen.

Die Russen und die Engländer waren weniger an den Schweizer Schnaps oder den «Luzerner Träsch» gewöhnt als die Polen, welche bereits seit 1940 hier waren. Doch bei ihnen war es die Menge, welche ihre Folgen hatte.

Es ist erschreckend, wenn man an die Hektoliter von Schnaps denkt, welche im Wauwilermoos getrunken wurden, doch es gab ja eine gute Entschuldigung: Der «cafard», der «spleen» oder das «Heimweh», wie man es benennen wollte.

Man muss anerkennen, dass Hauptmann Béguin einen energischen Kampf gegen die Trunkenheit führte — wenn auch ohne Erfolg!

Nur wenige Internierte arbeiteten im Lager, und diejenigen, die ausserhalb des Lagers beschäftigt waren, erhielten nichts oder nur einen Teil ihres Verdienstes. Womit konnte man soviel Alkohol kaufen?

Trotz aller Bewachung, trotz aller Strafen verging kaum ein Tag, an dem nicht eine Flasche Schnaps ins Lager geschmuggelt wurde, und die Trinkgelage in den Baracken waren nicht selten.

Ausser den durch Alkohol hervorgerufenen Unruhen gab es von Zeit zu Zeit Auseinandersetzungen über politische Fragen, doch alles liess sich meistens ohne weiteres beilegen, wenn sich niemand einmischte oder dann durch eine Intervention des Kommandanten.

*

Unter diesem Gesichtspunkt muss man die tragischen Ereignisse erwähnen, welche im Februar 1944 im Wauwilermoos vor sich gingen, und die man als «Russenschlägerei» bezeichnete.

Bevor ich von diesem traurigen Abend erzähle, muss man sich vergegenwärtigen, dass das Lager von einer Massenpsychose ergriffen war, welche nicht nur die Internierten, sondern die Schweizer ebenfalls beherrschte.

Tatsächlich hatte die Schweiz wie alle anderen Länder dem Krieg ihren Tribut zu entrichten. Die mobilisierten Soldaten mussten ihre Familien sehr oft unter ungünstigen Verhältnissen verlassen. Unzählige verloren ihre Arbeitsplätze und spürten das Unrecht, das dadurch entstand, dass viele ständig mobilisiert waren, während andere — niemand wusste recht warum — in Ruhe ihren Geschäften nachgehen konnten, sich ihrer Arbeitsstellen und manchmal auch ihrer Frauen bemächtigten und auf tausend Arten die Situation ausnützten, die ihnen Krieg und Schwarzhandel boten.

Die Acker- und Weinbauern mussten oft unter schwierigsten Umständen ihre Felder, Kulturen und Weinberge verlassen, gerade dann, wenn ihre Anwesenheit dringend nötig gewesen wäre.

Und sie alle fragten sich, wozu sie ständig im Dienst stehen mussten, um diese Internierten zu bewachen. Konnte man sie nicht nach Hause oder sonstwie zum Teufel schicken?

Im Dienst wurden sie gegenüber den Internierten nervös und unverträglich, oder aber sie liessen uns überhaupt machen, was wir wollten.

Sie alle vermochten nichts dafür. Es war Krieg, mit allen seinen unangenehmen Begleiterscheinungen. Und wie überall gab es auch in der Schweiz alle möglichen Charaktere, Aufschneider, Schläger und Schlaumeier.

In diesem Fall aber kam noch eine gewisse Animosität gegen die Russen dazu, welche teilweise im Volk verwurzelt war und bewusst von den Behörden gefördert wurde.

Wenn Béguin in dieser Beziehung seinen grossen Vorbildern in Bern nachlebte, und für die Russen keinerlei christliche Nächstenliebe empfand, so war das nur natürlich, und in diesem speziellen Fall kann man ihm keinen Vorwurf machen.

Die Wache bestand damals aus Neuenburgern der Wein-
gegend und des Seeufers, politisch rechtsstehend. Ein 25-
jähriger tessinischer Feldweibel, hübsch, eingebildet und sehr
nervös, war zu diesem Zeitpunkt in Wauwilermoos im Dienst.
Er liebte die Russen nicht und machte kein Hehl daraus.
Er hatte erklärt — und es wurde bald im Lager bekannt —,
dass er mit den Russen schon fertig würde, wenn sie irgend-
eine Dummheit anstellten.

An diesem Abend im Februar kamen die Internierten zwi-
schen 21 und 21.30 Uhr aus Schötz, Egolzwil und Wauwil
zurück zum Appell. Viele waren angetrunken, und aus
Menschlichkeit oder aus Diplomatie, um Auseinandersetzun-
gen und Schlägereien zu vermeiden, drückten die massge-
benden Funktionäre die Augen zu.

Gegen 21.30 meldete man dem Kommando, dass es zu
einer Diskussion zwischen Russen und Italienern gekommen
sei, deren Baracken sich gegenüber lagen. Was war der
Grund? Irgendeine etwas lebhaftere Auseinandersetzung zwi-
schen einigen Russen und Italienern.

In der Baracke der Russen, welche diese als «Russischen
Boden» betrachteten, waren zwei Insassen tötlich geworden,
d. h. die andern sagten, es finde ein Boxkampf statt. Körper,
Arme und Fäuste waren in Bewegung geraten und der Kampf
entwickelte sich aufs Beste.

Und wieder einmal in einer solchen Situation intervenierte der unvermeidliche Korporal Schnegg und sein Hund!

Und in diesem Moment kam auch der tessinische Feldweibel, um «die Ordnung wiederherzustellen». Aber anstatt die Ruhe wiederherzustellen, indem er Verständnis und Ernst zur Schau getragen hätte, fuchtelte er mit seinem Revolver herum. Armer Don Quichotte vor einer «unüberwindlichen» Armee!!!

Etwas Ueberlegung, etwas Geduld, etwas menschliches Verständnis und ein wenig Diplomatie — und die ganze Geschichte wäre leicht zu erledigen gewesen.

Aber die Auseinandersetzung ging weiter, ja sie verschärfte sich noch. Einerseits wollte der Schweizer seine Autorität auf dem eigenen Boden geltend machen, anderseits waren die Russen wütend, oder besser verletzt in ihrem Nationalstolz, im Glauben an die «Exterritorialität» ihrer Baracke, und alles wurde noch viel schwieriger dadurch, dass jeder in seiner eigenen Sprache redete.

Inzwischen hatten sich die bewaffneten Soldaten der Wache ausserhalb der Baracke versammelt.

Einige Scheiter, einige Flaschen flogen aus der Türe, hart an den zwei Wachen vorbei, die links und rechts davon Aufstellung genommen hatten. Ein Mann mit seinem Hund, der anscheinend getroffen wurde — niemand weiss von wem und woher — warf sich zu Boden.

Einen Augenblick tönt etwas wie Befehl... Feuer!

Die Wache fragte sich: Ja oder Nein? Sollte sie schiessen? Einen Augenblick war es still... dann aber ertönte der Befehl deutlich... Feuer! Feuer! In die Baracke!

Die Kugeln pfffen, man hörte Schreie und Wimmern. Die meisten Russen hatten sich im Schlafraum bereits niedergelegt. Sie erhoben sich und kamen in den Aufenthaltsraum, um zu sehen, was los sei — und gerieten in den Kugelregen.

Wieder einmal handelte es sich um einen unglücklichen Zufall: Unschuldige wurden getroffen, während diejenigen, die sich geschlagen hatten, unverletzt blieben.

Nun wurde es ruhig — gerade im Moment als Hauptmann Béguin, telefonisch herbeigerufen, im Lager ankam. Es war kurz vor 10 Uhr. Diejenigen, welche ihm in der Nacht und während der folgenden Tage telefonierten und ihn «Mörder» nannten, taten ihm unrecht, denn er war nicht im Bilde und in dieser Angelegenheit absolut unschuldig.

Der Arzt kam. Ein Schwerverletzter starb nach 8 Tagen im Spital, einem anderen musste das Bein amputiert werden, zwei oder drei weitere genasen von leichteren Verletzungen ohne Nachteile.

Ein bedauerliches Drama, wobei der unglückliche Zufall eine grosse Rolle spielte. Ein Drama menschlichen Unverständes von Anfang bis zum Ende, hervorgerufen durch das Fehlen eines einzigen fähigen Mannes, der mit den Ruhestörern würdig und ernst fertig geworden wäre.

Die Russen hatten nichts gegen die Schweizer, hatten ihnen nichts zuleide getan, hatten sie nicht beschimpft. Es handelte sich um eine Schlägerei zwischen den Mitgliedern von zwei Nationen mit verschiedenen Einstellungen, eine gewöhnliche Auseinandersetzung zwischen Bürgern zweier Nationen, die sich im Krieg befanden.

Die Ruhe hätte mit anderen Mitteln ohne weiteres wiederhergestellt werden können, oder wenn der Kommandant, der grossen Einfluss auf seine Untergebenen gehabt hatte, dagesewen wäre.

Tragisches Ende eines Vorgehens à la Don Quichotte...!

*

Während der folgenden langen Tage lernte ich dann das Lager wirklich kennen, seine administrative Organisation, und indem ich da und dort herumhorchte, erfuhr ich das, was allgemein bekannt war.



Das Lager wurde geleitet von seinem Kommandanten, Hauptmann Béguin. Mittlere Statur, ziemlich korpulent, brutaler Kopf, grosse Nase, sinnlicher Mund, Offiziersmütze nach französischem Muster — stets eine Reitpeitsche in der Hand: das war der grosse Meister des Lagers. Typ des Kolonialoffiziers, oder besser des Legionärs, grossmaulig, kraftprotzend, brutal und seine Gefühlslosigkeit offen zur Schau stellend — obschon er im Grunde genommen ein gutes Herz hatte.

Hatte er seine Allüren, seine Art aufzutreten, seine Haltung und sein Betragen in der Fremdenlegion angenommen? Hatte er es aus dem Buche «Der vollkommene Legionär» gelernt? Hatte er den «Perfekten Offizier» oder den «Perfekten Reiter» mit Sorgfalt und Mühe auswendig gelernt? War das sein wahrer Charakter, seine wahre Persönlichkeit? Niemand wusste es und niemand wird es je erfahren.

Er verstand es, den andern den Respekt vor der Fahne und einen gewissen Ehrenkodex beizubringen. Er war der Ansicht, dass es eine soldatische Ehre bedeute, die Entbehrungen des Lagers zu ertragen.

Dadurch gelang es ihm, eine glänzende Legende um sich zu spinnen.

«Die Fahnen der französischen Fremdenlegion tragen zur Erinnerung an das letzte Schweizer Regiment im Dienste Frankreichs den goldgestickten Spruch ‚Ehre und Treue‘. Ausgestattet mit diesem Erbe, kann der Kommandant des Lagers seine Aufgabe erfüllen — eine undankbare Aufgabe, die aber ihre geistigen Werte hat, welche sich in

das Herz des ausländischen Soldaten einbrennen müssen, bevor er endgültig unser Land verlässt.»

Und als Beweis für seine Tätigkeit in der Legion, wo er als Kommandant gedient haben wollte, traten authentische Zeugen in der Gestalt «ehemaliger Legionäre», der beiden unverbesserlichen Trinker Lisowski und Lopkow auf, die jedem, der es hören wollte, einen Eid ablegten, dass sie unter Béguin in der Legion gedient hätten.

Phantast, Illusionist oder Psychopath?

Tatsache war, dass Béguin Hitler und seine Methoden bewunderte und deutsche Deserteure hasste, wie auch die Soldaten der kommunistischen Truppen und der Partisanen, diejenigen, die für ihn einfach die Truppe darstellte, aus der er, wie es ihm beliebte, das «Cachot» füllte.

Ebenfalls eine Tatsache ist es, dass er in seinem Kanton dem Stosstrupp einer Rechtspartei angehörte und dass er die Kommunisten hasste.

Ebenfalls Tatsache war es, dass er ständig an Geldmangel litt und dass viele unter den Internierten ihm freiwillig oder gezwungen Geld ausliehen. Er pumpte aber auch von den Schweizern im Lager wie von denjenigen in der Umgebung. Trotz seiner Bewunderung des Hitlertums war er gut Freund mit den Amerikanern. Diese hatten stets volle Taschen und waren nicht kleinlich, wenn sie sich dadurch einige Freiheiten verschaffen konnten.

Welch ein Kavalier, Welch eine Majestät, wenn er auf «Seinem» Pferd Ajax um das Lager ritt und zufällig auf eine unglückliche Wache stiess, die nicht genau an ihrem Platz stand oder sich mit jemandem unterhielt!

Es ist unbestreitbar, dass Hauptmann Béguin in seinem Wirkungskreis eine grosse Verantwortung trug, aber die wahren Schuldigen sind diejenigen, die ihn protegiert haben, diejenigen, die nur allzu gerne ihre Augen verschlossen, die

sich an den Vorgängen im Wauwilermoos desinteressierten, die Wauwilermoos überhaupt ignorierten, diejenigen, die keine Kasse revidierten, die sich einen Teufel um uns Interierte, um die hinter den Stacheldraht Verbannten, kümmerten, die nichts getan haben, um unsere Befreiung zu erwirken, die uns als Opfer einer unfähigen Institution, die sich «Rechtsdienst» nannte, zugrunde gehen liessen und die alle Verantwortlichkeit auf einen Mann abwälzten, der nie in seiner Arbeit unterstützt und dem nie das nötige, fähige Personal zur Verfügung gestellt wurde.

Der Zweite im Bunde,
 der Vertrauensmann,
 das Mädchen für alles,
 der Mann, der hinter
 allen Türen und Fen-
 stern lauschte und her-
 umspionierte, der Spit-
 zel des Kommandanten,

der Traum



... in d'Kischtel!

die Wirklichkeit

derjenige welcher gelegentlich die kleinen Pakete des Kanadischen Roten Kreuzes nach dem «Chalet Friedau» trug, war Korporal Schnegg-Gestapo.

Gemein, sich am Unglück anderer erfreuend, besessen von einem niederen Polizeigeist, immer in seiner Tasche mit den Handschellen klimpernd, die er stets auf sich trug, wäre es wenigstens ehrlich gewesen, wenn er sich bei seinem grossen Nachbar als Wächter für Dachau oder Buchenwalde gemeldet hätte.

Ich will mich nicht weiter über diesen Prototyp derjenigen Schweizer auslassen, die sich in die Formation der SS im Reich einreihen liessen.

Es sei hier nur noch vermerkt, dass er am Ende des Dienstes bekam, was er seit langem ersehnte: den Grad als Wacht-

meister, den er sich durch seine «loyalen Dienste» und seine gute Haltung «vor dem Feind» getreulich abverdient hatte, und den sein Kommandant durch viele Empfehlungen endlich für ihn herausholte. Als es so weit war, wurde das Ereignis im Lager mit grossem Pomp gefeiert und in einem Tagesbefehl erwähnt.



Der Dritte im Bunde war Feldweibel Althaus, genannt Fritz. Er versuchte uns immer wieder Schrecken einzujagen, aber wir haben viel über ihn gelacht, und mit der Zeit verlor er jeden Respekt, sowohl bei den Schweizern, wie auch bei den Internierten.

Ein armer Teufel, geplagt von vier Krankheiten:

1. Eine allzu grosse Liebe zum Alkohol, die ihn bei jeder nur möglichen Gelegenheit betrunken machte, da er überhaupt nichts vertragen konnte.
2. Ein mangelnder Wortschatz, so dass er, um die Internierten zu beschimpfen, immer die selben stereotypen Schimpfnamen wie Sauhund, Drecksau etc. etc. anwenden musste.
3. Ein Geiz, der seinen Geldbeutel mit einer schweren Kette auf dem tiefsten Grunde seiner Tasche sicherte und der sich vor den Internierten, vor allem von seinen polnischen Freunden, stets das Trinken bezahlen liess, die sehr wohl die Schwächen ihres Vorgesetzten kannten und dadurch von ihm haben konnten, was sie nur wollten, selbst einen Ausgang nach dem Zimmerverlesen, ja selbst über die Stacheldrähte hinweg.

Und obschon der gute Althaus sonst sehr Mühe hatte, sein Portemonnaie zu öffnen, liess er seinem Kommandanten trotz-

dem einmal mehr als 2000 Franken! Doch in diesem Falle handelte es sich um ein Abkommen auf Gegenseitigkeit, denn der Posten eines Feldweibels hatte auch seine kleinen Vorteile und Verdienstmöglichkeiten, so zum Beispiel der Einkauf von Stroh, Futter, Holz, Samen, etc., etc.

Im übrigen war unser Fritz lieb Kind bei allen Bauern der Umgebung, die ihm seine Freundlichkeiten gut entschädigten. Was kann man nicht alles erreichen mit Geld!

Seine vierte Krankheit war eine Art «Sammelwut», die sich aber auf allerlei seltsame Dinge erstreckte, wie Ueberkleider, Decken, Werkzeuge etc. Sein Museum hatte er jedoch nicht in der Nähe, sondern an den Ufern des Genfersees errichtet, wo er seine zivile Residenz hatte.

Nachdem ich nun vom «Generalstab» des Lagers gesprochen habe, möchte ich auch über die andern schweizerischen Funktionäre noch einige Worte sagen.

Der Gefreite Boser, der auf dem Büro arbeitete, verkörperte Arbeit, Pflichterfüllung und Nächstenliebe, jederzeit bereit, einem zu helfen. Die Internierten werden ihm in ihren Herzen sicher ein gutes Andenken bewahren.

Wachtmeister Mégros, ebenfalls vom Büro, verbarg unter einer hochmütigen Miene ein gutes Herz und hatte einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn. Er war es, der sich wirklich um uns und unsere Entlassung bemühte, indem er unzählige Telephone mit dem Kommissariat in Bern führte, um irgendeine Auskunft über unsere Fälle und deren Erledigung zu erhalten.

Soldat Liniger von der Kontrolle, ein Auslandschweizer, war ein anständiger Mensch, der viel in der Welt herumgekommen war und wusste, dass Menschen wie Menschen behandelt werden müssen und nicht wie Vieh oder Verbrecher. Unglücklicherweise wurde ihm seine Menschenfreundlichkeit schlecht gelohnt. Durch eine hinterlistige Denunziation Schneggs bei der Luzerner Polizei wurde er als «Kommunist»

verdächtigt und musste viele Intrigen und Schikanen über sich ergehen lassen.

Das Kommissariat hielt ihn offenbar für einen gefährlichen Propagandisten, und nur Dank den Interventionen des Kommandanten und weil er eine sehr lange Zeit freiwillig Dienst geleistet hatte, wurde er auf seinem Posten mit dem glänzenden Lohn von 2 Franken pro Tag belassen!

HD. Bruderer, der in den Depots beschäftigt war, tat ebenfalls alles in seiner Macht stehende, um den Internierten ihr Los etwas zu erleichtern.

An die Namen der verschiedenen Fouriere erinnere ich mich nicht mehr. Jedenfalls taten sie nie das Geringste, um unsere Ernährung etwas zu verbessern. Dazu musste man die Ankunft des ersten Quartiermeisters im Lager abwarten.

Ein junger Fourier bleibt mir in Erinnerung, der sich dadurch hervortat, dass er zusammen mit seinen polnischen Freunden hinter allen Schürzen der Umgebung herjagte und sich in der Uniform seiner Kollegen photographieren liess.

Ausser den schweizerischen sind die ausländischen Funktionäre im Lager zu erwähnen, die fast ausschliesslich aus Polen bestanden.

Da war einmal Wojtkowiak, der die Wäscherei und die Douchen unter sich hatte, welche je nach den Launen dieses Herrn funktionierten oder nicht. Er war eine richtige Feldweibel-Natur, d. h. die Uniform trug Althaus, aber die Befehle gab Wojtkowiak.

Der Koch Plata, als oberster Chef der Küche, verteilte die Rationen nach Belieben, meistens aber bevorzugte er seine Landsleute. Er war es auch, der die kleinen «Spezialplatten» für gewisse Fouriere, Althaus und andere, zubereitete.

Der Chef der Schreinerei hiess Garzjenika und gehörte ebenfalls zu den Privilegierten. Seine Abstecher am heiteren

Tage in die Wirtschaft St. Anton in Egolzwil, wo er sich mit seinem Freunde Fritz zu einem Trunk einfand, waren bald im ganzen Lager bekannt. Im übrigen verstand er sich mit Fritz auch ausgezeichnet auf den Einkauf von Holz für die Schreinerei und die Zimmerei...

Jacque, der Briefträger, war ein Philosoph. Durch seine Funktion standen ihm alle Türen offen, und zusammen mit Berkowicz, dem Coiffeur, der sich allerlei Vorteile zu verschaffen wusste, hatte er wohl den angenehmsten Aufenthalt im Lager. Zudem hatten sie beide, wie die meisten ihrer Landsleute, ihre kleinen Freundinnen, die sie nicht nur reichlich mit Schleckereien aller Art versorgten, sondern die ihnen auch das Portemonnaie füllten...

Pczola und Daniow, die beiden Schuhmacher, waren stets betrunken, wie so viele andere auch.

Magiera, Lisowski, Lopkow waren die Männer, die man mit jeder Arbeit beauftragen konnte, tüchtige Arbeiter, die auch nie den rechten Weg verpassten, wenn sie abends ins Lager zurückkehrten.

Ein grossartiger Herr war der Sanitäter Biolick, der in seinem Krankenzimmer täglich für alle möglichen Krankheiten die gleichen Tabletten verteilte und Verletzungen und Wunden mit mehrmals gewaschenen und immer wieder benützten Verbänden belegte.

Wer war eigentlich für das Krankenzimmer verantwortlich? Dies lag unter der Aufsicht eines Schweizer Zivilarztes der Gegend, der sich aber mehr damit befasste, seinen polnischen Freunden Vorteile zu verschaffen, als sich um seine Aufgabe zu kümmern. Ihnen gelang es immer, eine Dispens zu erhalten, und ihre Ueberführung in das Internierten-Spital von Büren an der Aare liess nie lange auf sich warten.

Warum Büren? Weil dieses Spital von polnischen Aerzten geleitet wurde, die Disziplin sehr locker war und man von

Marger?
Mehring

dort aus sehr gut die Flucht nach Frankreich vorbereiten konnte.

Die Flucht nach Frankreich! Ziel und Wunsch aller Polen und der andern Internierten in Wauwilermoos. Grund für ihre Inhaftierung in Santenberg: Fluchtversuch.

Die Verbindung zwischen den Internierten und dem Lagerkommandanten wurde durch verantwortliche Offiziere besorgt. Dabei handelte es sich um Offiziere, die nach Verbüßung irgendeiner Strafe in Wauwilermoos geblieben waren, um diese Funktion auszuüben. Sie wohnten nicht im Lager selbst, sondern hatten in den umliegenden Dörfern ihre Zimmer und erfreuten sich grosser Freiheiten.

Sie waren es, die Befehle übermittelten und die Verbindung zwischen den Internierten und dem Kommandanten aufrechterhielten, die sich mit den Auskünften über ihren Fall, ihre Freilassung, Urlaube, Klagen etc. zu befassen hatten.

Am Tag der Sprechstunde auf dem Kommando waren die Verbindungsoffiziere ebenfalls anwesend.

Die Polen, die den grössten Bestand im Lager stellten, wurden durch Major Rjewuski und seinem Adjutanten Oblt. Manko vertreten.

Der Major, der eine glänzende militärische Karriere hinter sich hatte, Kommandant der Genie-Truppen einer internierten Division, nahm seine Aufgabe ernst. Wenn er sich entschloss, in der Schweiz zu bleiben, anstatt in Frankreich dem Rufe seiner militärischen Pflicht zu folgen, so deshalb, weil er es verstand, seinen Landsleuten nützliche Dienste zu leisten. Er verstand es, wenn nötig, sich den Umständen anzupassen und den Nacken zu beugen, wodurch es ihm gelang, viele Erleichterungen für die Seinen zu ergattern. Er interessierte sich für jeden einzelnen und tat sein Bestes für seine Befreiung. Er gab nicht so schnell nach, und wenn er irgendwo

eine Ungerechtigkeit entdeckte, dann konnte er Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um recht zu erhalten, wie er auch ständig in Konflikt kam mit der Mauer von Unverständnis und Unkorrektheit der Dienststellen im Kommissariat.

Sicherlich hatte der Major kein leichtes Leben. Er zog sich die Antipathie der Militärrichter, des Rechtsdienstes des Kommissariates im allgemeinen und des Lagerkommandanten zu. Trotzdem hatte er oft Erfolg in der Verteidigung der Rechte seiner Kameraden.

Er erfüllte seine Pflicht so gut es ging, um dann eines Tages, als er offenbar seine Anwesenheit nicht mehr als so wichtig betrachtete, zusammen mit seinem Adjutanten, ohne Trommeln und Trompeten nach Frankreich zu fliehen, um dort eine seinen militärischen Fähigkeiten entsprechende Aufgabe zu übernehmen.

Die Amerikaner waren vertreten durch einen Beobachtungs-Offizier einer in der Schweiz abgestürzten Fliegenden Festung. Er zeichnete sich durch seine verschiedenen währschaftigen Trinkgelage aus. Im übrigen war er ein aufrichtiger Kamerad, stets gut bei Kasse und laufend beim Kommandanten zu Gast. Gewiss war ein amerikanischer Offizier mit «amerikanischem» Sold, dauernd mit fabelhaften Paketen der Amerikanischen oder Kanadischen Roten Kreuzes überhäuft, nicht zu verachten!

Der verantwortliche italienische Offizier war Pilot Pozzi, schön wie ein Filmstar, bewundert von allen Mädchen und Frauen der nähern und weitem Umgebung, leichtsinnig, nach links und nach rechts flirtend, was eine seiner Hauptbeschäftigungen war. Im übrigen war er stets schlecht bei Kasse, obschon er sehr von einer italienischen Familie unterstützt wurde, mit deren Tochter er sich verlobt (!) hatte. Auch trieb

er einen schwunghaften Handel mit Oelgemälden, die wohl von ihm signiert, doch von einem begabten internierten Landsmann im Lager gemalt waren.

Der Kunstmaler selbst war sehr glücklich über diese Serienfabrikation und sparte sich da und dort eine Fünfernote vom Geld, das er für die Leinwand erhielt, in der Hoffnung, seine Ersparnisse eines Tages seiner Familie in der Heimat bringen zu können.

Es wäre schwer zu sagen, ob dieser Offizier mehr im Lager anwesend war, oder ob er die grössere Zeit, dank der Protektion des Kommandanten, beim Wintersport, in den Ferien, in der Freizeit, auf Geschäftsreisen oder bei seiner Braut verbrachte.

Was unseren, d. h. den Vertreter der Deutschen, anbelangt, so handelte es sich um einen Fliegeroffizier, Sohn einer vornehmen österreichischen Familie, der von der Luftwaffe desertiert war.

Als Aristokrat war er schwach und ängstlich und lebte stets in der Furcht, eines Tages den Nazis ausgeliefert zu werden. Er wurde eine leichte Beute des Kommandanten, um so mehr, als er in der Schweiz sehr vermögliche Verwandte besass, von denen er sehr bedeutende Summen erhielt. Unglücklicherweise konnte er jedoch dieses Geld nicht für seine eigenen Bedürfnisse verwenden, da diese, im Vertrauen auf den Grad und die Stellung Béguins, das Geld oft direkt an ihn zur Weiterleitung an unseren Verbindungsoffizier auszahlten. Sie erblickten im Kommandanten ihres Schützlings das Vorbild eines ehrlichen, tüchtigen Schweizer Offiziers.

Er selbst wurde sehr oft beim Kommandanten eingeladen, war sehr oft abwesend auf Urlaub, so dass wir unsern Verbindungsoffizier sehr selten unter uns hatten.

So ging alles im Lager «aufs Beste» und wir waren neben den Polen sehr gut versorgt und vertreten...!!!

*

Trotz der Arbeit, die man uns übertrug, trotz der mühseligen Holzerei und dem Kartoffelschälen, hatte ich genügend Zeit, um im Lager auf und ab zu gehen und es genau kennen zu lernen.

In der Mitte befand sich ein mit Gras bewachsener Platz; ausserdem gab es zwei kleine Plätze, die je nach dem Wetter mit Dreck oder Staub bedeckt waren.

Die Erde war hinter den Baracken, in der Mitte der Sektion Wauwilermoos und in einem Teil von Egolzwil, bebaut. Ausser einem kleinen Gemüsegarten waren Kartoffeln angepflanzt.

Zwischen den Baracken, hinter und unter ihnen herrschte Schmutz und Unordnung. Hunderte von leeren Sardinenbüchsen bedeckten den Boden, und unzählige Papierfetzen verzierten die Gegend. Es gab keine Abläufe für das Regenwasser, ausser den natürlichen Erdrinnen.

Ueberall im Lager, aber besonders in der Abteilung Egolzwil, trat man auf Schritt und Tritt auf Hundedreck. Er stammte vom berüchtigten Hundedetachment von Wauwilermoos, von den Kötern, die glänzend darauf dressiert waren, einen bei jeder Gelegenheit in die Waden zu beißen. Uebrigens war der Platz hinter der Kleidermagazin-Baracke der offizielle «Hunde-W. C.», wo sich auch ein riesiger Misthaufen in einer kleinen Bodensenkung, aus der man vielleicht einmal Kies gewonnen hatte, befand. Auf den Abfällen sammelten sich im Sommer die Mücken in ganzen Schwärmen und die Luft war nicht zum Aushalten.

Zwischen dem Krankenzimmer und den Ställen, etwa 8 Meter davon entfernt, befand sich der Misthaufen und die Jauchegrube, die täglich von den Pferden und Schweinen neu gespeist wurden.

Im Sommer war hier ein wahres Mückenparadies, und ein unbeschreiblicher Gestank beherrschte die Gegend — einige Meter vom Krankenzimmer entfernt, das immerhin der sauberste Raum des Lagers hätte darstellen sollen.

Aber niemand schien daran Anstoss zu nehmen. Der verantwortliche Arzt fand das offenbar in Ordnung, und die Delegationen von verschiedenen Organisationen machten anlässlich ihrer Besuche nie eine Bemerkung. Man zeigte ihnen allerdings auch nur das, was man wollte.

Ich will nicht weiter vom Schlamm und vom Staub reden, der je nach Witterung und Jahreszeit diese verlorene Erde von Wauwilermoos verzierte . . .

Schliesslich handelte es sich um ein Straflager! Waren wir doch, wie es gewisse Gerüchte wahrhaben wollten, der Abschaum der Internierten, die Querköpfe, die Verbrecher, gegenüber denen man sich alles erlauben durfte.

*

Eines Tages kam der Feldweibel in die Baracke und verlangte vom Barackenchef einen Mann als Offiziersordonnanz.

Die Wahl fiel auf mich, und so machte ich Bekanntschaft mit dem Offizierslager.

Meine Aufgabe bestand darin, zusammen mit einem Kameraden in der Küche die Mahlzeiten der Offiziere zu fassen, sie zu servieren, ihr Geschirr abzuwaschen und am Morgen ihre Baracken zu wischen und ihre Schlafstätten in Ordnung zu bringen.

Das Offizierslager, welches auf der andern Seite des Rau-Kanals gelegen war, bestand aus den gleichen Baracken wie bei uns, mit Ausnahme der Schlafstellen. Die Offiziere hatten einzelne Holzpritschen, die ebenfalls je zu zweien übereinander angeordnet waren. Anstatt des offenen Strohs hatten sie Strohsäcke, und jeder hatte wie wir seine zwei Woldecken.

Einen weiteren Komfort gab es nicht. Die Baracken waren ebenso schmutzig, ebenso kalt und feucht wie im Hauptlager. Um dieselben herum herrschte genau dieselbe üble Ordnung, der gleiche Schmutz, die gleichen Sardinienbüchsen und Papierfetzen. Wie in unserem Lager bestanden die W. C. aus kleinen Holzbaracken, die auf einer Seite die Closets, auf der andern die Pissoirs enthielten, ebenso schmutzstarrend wie bei uns, trotz der vielen Kessel Wasser, die wir verwendeten, um den Dreck wegzuspülen.

Der einzige Unterschied zwischen dem Offiziers- und dem Mannschaftslager bestand darin, dass es dort weniger Stacheldrähte gab, obschon immer noch genug vorhanden waren, und dass die Hunde fehlten — was immerhin schon ein ganz bedeutender Vorteil war . . .

Was die Einhaltung der internationalen Gesetze über Interniertenlager für Soldaten und Offiziere anbetrifft, so will ich mich damit nicht befassen. Sie wurden weder im Offizierslager noch im Hauptlager eingekerkert.

Ich wiederhole: In Wauwilermoos schien alles erlaubt, alles war gut genug!

Es gab wohl einige Inspektionen oder das, was eine Inspektion hätte sein sollen, aber sie brachten nie eine Aenderung der Zustände. Sie dauerten bis zum Beginn des Jahres 1945. Dann gab es eine Aenderung, über die ich mich in den nachfolgenden Seiten noch äussern werde.

Wie die Funktionäre im Lager selbst, so hatten auch wir oft den Eindruck, uns nicht in der Schweiz, sondern in einer finsternen Ecke in Nazideutschland zu befinden.

Ausser den Galgen, den Gasöfen und den Folterkammern sprachen die Internierten nicht zu Unrecht vom «Schweizerischen Buchenwalde». Wie dort wurde man am Bahnhof von Hundeführern mit ihren Kötern abgeholt, die auf dem ganzen Wege ein wütendes Gebell hören liessen und ständig die Zähne fletschten, stets bereit, einen in die Waden zu beißen.

Was die Wachen anbetrifft, so hatte es deren gute und schlechte, verständige und unverständige, menschliche und unmenschliche, solche, die sich nicht scheuten, uns mit den Gewehrkolben zu schlagen. Es gab anständige Männer und solche, denen jede Menschlichkeit abging, die sich besser als Cowboys oder in der schwarzen SS-Uniform in einem deutschen Konzentrationslager betätigt hätten.

Es gab auch sehr anständige Offiziere, die wussten, was ein Krieg bedeutet, und die alles taten, um unsere Entlassung zu fördern. Sie sahen ihre Pflicht darin, die Internierten aller Länder so zu behandeln, dass sie später eine gute Erinnerung an die Schweiz mitnehmen könnten.

Daneben aber gab es unter ihnen auch geborene Henker.

Ueber dem ganzen Lager aber schwebte wie eine gute Fee unser Schutzengel, die Mutter von allen, Rosy B ü h l e r , die Soldatenmutter, welche unsere Soldatenstube führte. Als einzige Frau im Lager hielt sie mehr als zwei Jahre an diesem Ort des Verderbens, inmitten der Stacheldrähte, aus. Sie war auch die einzige, vor der unser Kommandant Respekt hatte. In der Soldatenstube waren wir glücklich. Dort fanden wir

etwas Ruhe und Frieden, da gab es etwas zu lesen, Zeitungen, Spiele und ein Radio, das funktionierte. Und Fräulein Bühler war so gut und anständig zu uns! Sie zeigte Verständnis für unsere Lage, sie strengte sich an, unsere Gefangenschaft zu erleichtern. Wieviele Freundlichkeiten hat sie uns doch erwiesen! Diejenigen unter uns, die kein Geld hatten, wussten, dass sie jederzeit von der Soldatenmutter einen Kaffee, etwas Süßes oder Zigaretten bekommen konnten.

Und wir schätzten es, mit ihr zu sprechen, ihr unsere Sorgen zu erzählen. Wieviele Schicksale musste sie mit anhören!

Immer hatte sie für uns ein paar aufmunternde und gerechte Worte, die uns wieder Mut und Hoffnung spendeten.

Die Internierten von Wauwilermoos, welcher Nation sie auch angehören, werden nie ihre Soldatenmutter, unsere «Rosy», vergessen, und mit diesen Zeilen möge sie noch einmal unsere Verehrung, unsern Dank und unsere Anerkennung entgegennehmen. Aus allen Ecken der Erde, aus allen Herzen derer von Wauwilermoos, möge ein Wort an ihr Ohr klingen: M e r c i !

Während ich meine Arbeit als Offiziersordonnanz verrichtete, vergingen die Wochen und Monate.

Eines Tages wurde ich auf das Kommando gerufen, wo man mir mitteilte, dass ich ab morgen in das freie Lager Muri-Moos versetzt würde.

Das Lager, welches sich in der Nähe von Muri im Kanton Aargau befand, war ausschliesslich von deutschen Deserteuren besetzt. Die hauptsächlichste Beschäftigung bestand in der Aushebung von Torf in den Torffeldern der Umgebung.

Muri-Moos war ein Lager wie andere, aber es herrschte hier immerhin eine freiere Luft, weniger Zwang, keine Stacheldrähte und vor allem — keine Hunde.

Ich traf hier viele Kameraden aus Wauwilermoos wieder, denn die Verbindung zwischen den beiden «Moos» war sehr eng und es konnte geschehen, dass man hin- und hergeschoben wurde, ohne richtig zu wissen warum.

Stets entstand unter den Kameraden ein grosses Frage- und Antwortspiel über Neuigkeiten von da und dort.

Alle diese Fragen aber interessierten mich im Grunde nicht sehr stark. Meine Kameraden bedeuteten für mich wohl Kollegen der Internierung, das einzige, das uns verband; doch im übrigen waren sie für mich als Franzose immerhin Deutsche, d. h. Feinde . . .

Ein Gedanke beherrschte mein Leben: Wieder in voller Freiheit zu leben und meine Familie wiederzusehen. Was war aus ihr geworden? Wo lebte sie?

Und so ging ich daran, meine Flucht vorzubereiten.

Mit Eifer machte ich mich an meine Arbeit in den Torffeldern. Ich beschloss, einige wichtige Dinge zu kaufen, einen Koffer, und vor allem musste ich einige Ersparnisse machen, um mein Bahnbillett und weitere Reisespesen decken zu können. Ich verschaffte mir auch eine Karte, um feststellen zu können, wo ich am besten die Grenze nach Frankreich überschreiten konnte. Ich hatte viel vom Kanton Neuenburg und von Les Verrières sprechen gehört.

Nach einer Zeit der angestregten und harten Arbeit hatte ich einige Ersparnisse beieinander, und ich beschloss, mein Glück zu versuchen.

Alles ging gut bis nach Neuchâtel, doch von hier an musste man vorsichtig sein.

Endlich gelangte ich in die Nähe der Grenze.

Nur noch eine ganz kleine Strecke konnte mich von Frankreich trennen, als ich Schüsse hörte.

Achtung!

Später vernahm ich, dass es sich um zwei Polen handelte, die einer Grenzpatrouille in die Hände gefallen waren.

Es war mir damals nicht bekannt, dass der Grenzkommandant angesichts der vermehrten Grenzübertritte die Grenztruppen verstärkt hatte.

Wenige Meter von der Grenze meiner Heimat geriet ich in eine Falle, wurde angehalten und in das Gefängnis von Neuchâtel verbracht, wo ich auch die beiden Polen vorfand.

Nach dreitägiger Haft wurden wir der Heerespolizei übergeben, die uns nach dem Straflager — Wauwilermoos führte!

Wie das erstemal wurden wir am Bahnhof von einem Hundeführer abgeholt und ins Lager geführt. Im Lager bereitete man uns den gleichen Empfang mit den gleichen Formalitäten.

Während meine beiden polnischen Kameraden direkt nach Santenberg überführt wurden, verbrachte man mich zuerst einmal für 10 Tage in das «Cachot».

Ich traf das Arrestlokal im gleichen Zustand an, wie ich es von früher kannte. Derselbe Gestank, die gleiche Unordnung, der gleiche Schmutz, dieselben dünnen Decken und das faule Stroh auf den Pritschen.

Meine drei Zellenkameraden hiessen Kurz, Meyer und Delitanasis. Kurz und Meyer waren rasend vor Wut. Schon unzählige Male hatten sie wegen Trunkenheit 10 Tage Kiste erhalten. Es stimmt, dass die beiden die besonderen «Lieblinge» des Kommandanten waren, und was den einen erlaubt war, das galt nicht für sie.

Was Delitanasis anbetraf, so war er ein schmutziger, lasterhafter Grieche, der mir seine «Dienste» anbot gegen ein Ent-

gelt von Fr. 2.—, zahlbar nach Verbüßung der Strafe. Er war eine dieser traurigen Berühmtheiten des Lagers, notorischer Homosexueller, der seine Dienste jedem zu diesem billigen Preis offerierte.

Wie das erstemal vergingen die 10 Tage im feuchtkalten Schmutz des «Cachot» langsam und wollten nicht enden.

Nach Verbüßung der Strafe führte man mich in die Baracke Nr. 8, wo man die Angehörigen aller Nationen versammelt hatte, die man als besonders gefährlich und umstürzlerisch betrachtete. Ich fand dort Italiener, Griechen, 2 Russen, einen Sibirier, einen Türken, Jugoslawen, kommunistische Partisanen, einen Araber, deutsche Deserteure, einen Belgier und 2 französische Deserteure.

Ich will davon absehen, die Zustände in Nr. 8 zu schildern; sie waren gleich wie in Nr. 5.

Nach 2 Monaten Aufenthalt in Santenberg und 10 Tagen Arrest wurde ich einem Territorialgericht vorgeführt, welches mich wegen Fluchtversuch und Verletzung der Hospitalisierungsgesetze zu 45 Tagen Haft verurteilte.

45 Tage ... also 26 Tage zuviel!!

Doch was bedeutete das für die Herren vom Militärgericht, und übrigens war es so Sitte in Wauwilermoos ...

Anstatt nach Verbüßung der Strafe wieder in ein freies Lager geführt zu werden, musste ich als Relegierter in Wauwilermoos bleiben. Wieder befand ich mich in Baracke Nr. 23, wo ich einen grossen Teil meiner früheren Kameraden wiederfand.

Diese hatten inzwischen eine Lehre gezogen. Sie zogen es vor, in der Relegation in Wauwilermoos zu verbleiben, anstatt eine fast aussichtslose Chance zu versuchen und nachher wieder in Santenberg einer ungewissen und gefährlichen

Zukunft entgegenzugehen. Es ist allerdings wahr, dass sie als deutsche Deserteure nicht wussten, wohin sie sich wenden sollten. Deutschland wurde immer noch von Hitler beherrscht; vielleicht hätte es im italienischen oder französischen Maquis eine Möglichkeit gegeben...?

Das Lager hatte sich keineswegs verändert. Das Stroh auf unseren Pritschen war immer noch gleich dünn und faul wie früher, immer noch herrschte derselbe Schmutz, immer noch die Haufen von leeren Konservenbüchsen, immer noch die schmutzigen, stinkenden Aborte, das gleiche Krankenzimmer (!) etc. Immer noch der gleiche Misthaufen und die gleiche Jauchegrube, die gleichen stinkenden Abfälle hinter der Küche.

Der Winter nahte und die Kälte machte sich schon sehr unangenehm bemerkbar. Sicherlich war die Nahrung, die uns der Koch Plata zubereitete, nicht in der Lage, uns die nötigen Kalorien zu verschaffen.

Althaus war sich selber treu geblieben: am Morgen schrie und fluchte er herum — am Abend war er besoffen. Das gleiche galt für Schnegg: noch immer spielte er den Spitzel, hinter allen Ecken und Türen lauschend.

Das Jahr 1944 ging zu Ende. Die Jahre vergingen, aber der Krieg dauerte an.

Wann würden wir unsere Heimat wiedersehen? Wann würde es uns gelingen, die Grenze zu überschreiten, ohne wieder nach Wauwilermoos zurückkehren zu müssen? Wann würde man uns von diesen Stacheldrähten und Hunden befreien?

Das Jahr 1945 brach an — ein weiteres Jahr der Gefangenschaft?

Wie meine Kameraden hatte ich beschlossen, mich zu fügen und mit Geduld zu wappnen.

Wir hatten uns alle mit dem traurigen Leben in Wauwilermoos mehr oder weniger abgefunden und wir ahnten nicht, dass uns das neue Jahr wichtige Veränderungen im Lager bringen würde. Wir ahnten nicht, dass eine Seite im Geschichtsbuch von Wauwilermoos — die heroische Seite (wenn ich sie so nennen darf) — zu Ende ging.

Diese Zeit liess viel Hass und Abscheu zurück, aber auch viel Ehre . . .

Anfangs Dezember 1944 traf ein neuer Offizier als Hilfe des Kommandanten ein. Sofort wurde dieser als Adjutant des Kommandanten vorgestellt, er verlangte von ihm die Adjutantenschnüre zu tragen, und von da an hiess es in einem fort: «Mein Adjutant da — mein Adjutant dort» . . . Es braucht wahrlich wenig, um die Eitelkeit eines Menschen zu befriedigen . . .

Das Verhältnis zwischen den beiden Offizieren war freundschaftlich. Oberleutnant Hauser, ein intelligenter und arbeitssamer Mann, nahm seine Aufgabe ernst und machte sich sofort daran, die Lage an die Hand zu nehmen. Zudem hatte er den grossen Vorteil, fliessend russisch zu sprechen, was die Verbindung zwischen den internierten Russen und dem Kommandanten wesentlich erleichterte.

Doch das gute Verhältnis zwischen dem Kommandanten und Oberleutnant Hauser dauerte nicht sehr lange. Wir, die

wir nichts anderes zu tun hatten, als herumzuspazieren und zu beobachten, merkten sehr bald, dass irgend etwas vor sich ging, und dass sich zwischen den beiden Offizieren ein Graben aufgetan hatte. Oberleutnant Hauser hatte die Augen aufgemacht! Er sah sofort, dass hier verschiedenes nicht stimmte, er sah die Günstlingswirtschaft, die im Lager regierte, und er zog sich sehr bald die Feindschaft der Offiziere zu. Sein ehrliches und offenes Wesen liess es nicht zu, dass er sich zum Komplizen an kleinen, unsauberer Geschäften machte.

Und von Tag zu Tag wurde der Graben breiter und tiefer . . .

Und ebenfalls im Dezember wurde das Gerücht laut, dass wir einen ständigen Arzt bekommen würden. Das Gerücht bestätigte sich — es handelte sich um einen Arzt aus der französischen Schweiz.

Wir fragten uns, was aus uns werden würde, zwischen einem welschen Kommandanten und einem welschen Arzt.

Würde unser Leben erleichtert und unsere Freilassung gefördert? Oder würden wir einem dieser unzähligen Militärärzte gegenüberstehen, deren einzige Behandlungsmethoden in einer Tablette Aspirin, in Jodtinktur und im Bepinseln der Füße mit Formalin bestanden?

Am Tag seiner Ankunft und während der folgenden Tage tat unser neuer Arzt, ein HD. in Uniform, nichts anderes, als im Lager herumzuspazieren. Er ging von einer Baracke in die andere, sprach mit den Internierten, besichtigte die Schlafräume, hob das Stroh auf, inspizierte die Aufenthaltsräume, die Radioapparate, erkundigte sich nach den vorhandenen Spielen und unterhielt sich mit jedem einzelnen über seine Herkunft, seine militärische Stellung, seine Familie und seinen Fall im allgemeinen.

Wir sahen ihn hinter und um die Baracken gehen, wie er sich unter dieselben bückte, wie er in die Küche ging, die W. C. und Waschräume, die Ställe und das «Cachot» besichtigte.

Im Krankenzimmer hielt er sich nicht lange auf, hingegen hatte er draussen ein sehr langes Gespräch mit seiner Hilfe, dem italienischen Arzt Lt. Gallizia.

Er ging zurück in die Ställe, in das «Cachot», wieder zurück zu den Ställen — indem er die Schritte abzählte.

Wir waren skeptisch und fragten uns, was dabei heraussehen würde.

Der 24. Dezember kam! Wir erlebten ein hübsches, gutorganisiertes Weihnachtsfest mit einer besseren Mahlzeit als üblich. Diejenigen, die kein Geld hatten und nichts von ihrer Gesandtschaft empfangen, erhielten Bisquits, Zigaretten etc.

Das war neu!

War es wahr? Würde sich unser Leben wirklich ändern?

Sobald es das Wetter erlaubte, befassten sich bestimmte Abteilungen mit der Reinigung des Lagers.

Die Closets wurden gereinigt.

Die Küche wurde sauber.

Das Stroh wurde in allen Baracken gewechselt.

In der Soldatenstube gingen mysteriöse Dinge vor sich: Eine Gruppe befasste sich damit, eine Bühne zu errichten, Vorhänge und Kulissen wurden hergestellt und montiert.

Was ging da vor sich?

Am 8. Januar erlebten wir die erste Vorstellung unseres Lagertheaters mit Orchester.

Als ob gute Geister am Werke gewesen wären tauchten plötzlich ein Klavier, Musikinstrumente, Kostüme, Beleuchtung etc. etc. auf.

Granz, der Elektriker des Lagers, wurde zum Bühnenbeleuchter ernannt, Georg Wartemberg führte Regie und

Sczezpanski, ein Pole, übernahm die Leitung des Orchesters. Jeden Nachmittag von 2—4 Uhr fand eine Probe statt.

Auch im Krankenzimmer war man am Werk. Eine Schreinerrequisie riss die alten Wände nieder, baute neue auf, und eines Tages besaßen wir ein blitzsauberes, weiss gestrichenes und helles Krankenzimmer. Der Arzneikasten wurde durch einen neuen, grösseren ersetzt. Der grosse, rauchende Ofen wurde entfernt, kein Holz wurde mehr im Zimmer aufgespeichert. Biolick musste sich eine neue Schlafstelle suchen. Das Rauchen wurde verboten.

Im Schlafraum wurden freistehende Pritschen angebracht mit sauberen Strohsäcken. Jeder Kranke hatte Anrecht auf 4 Decken.

Alle Tage fand eine Arztvisite statt. Man erhielt, wenn man krank war, nicht einfach die gleiche Tablette für alle möglichen Uebel, sondern ein der Krankheit entsprechendes, richtiges Medikament.

Wer krank war, wurde gepflegt und behandelt wie bei einem Privatarzt.

Regelmässig wurden die Baracken desinfiziert und das Stroh ausgewechselt.

Die warmen Douchen funktionierten wieder und wurden jeden Samstag für obligatorisch erklärt.

Die Wege wurden vom Schmutz befreit und man belegte sie mit Steinen. Das gleiche geschah vor den Baracken. Immer dann, wenn es das Wetter erlaubte, wurde das Lager ebenso einer Reinigung unterzogen wie die Baracken selbst.

Hinter der Küche bei den Stacheldrähten wurde eine richtige Mistgrube angebracht, die für alle Abfälle bestimmt war. Hunderte von Schiebkarren, mit leeren Sardinen- und Konservenbüchsen gefüllt, wurden dorthin geschoben.

Die Misthaufen wurden hinter die Ställe versetzt. Das ganze Lager wurde einer gründlichen Säuberung unterzogen.

Das Erstaunlichste war aber die Aufhebung des «Cachot». Es wurde verlegt in ein Arrestlokal in der Baracke der Wache im Offizierslager, das anständig geheizt war. Für das Regenwasser wurden Kanalisationen gebaut. Der Boden hinter der Küche wurde einer gründlichen Reinigung unterzogen. Der Hundedreck verschwand, und die Hundeführer erhielten Befehl, ihre Tiere ausserhalb des Lagers in die Felder zu führen. Unebenheiten des Geländes hinter dem Magazin wurden planiert und Kulturen wurden angelegt.

Defekte Radios verschwanden und wurden durch solche ersetzt, die funktionierten. Jede Baracke wurde mit verschiedenen Spielen und mit Schreibpapier versehen.

Später, im Frühling, übernahm unser Arzt die Leitung der Arbeiten. Er verdreifachte die Anpflanzungen und bald war unser Lager bis in die hinterste Ecke ein prächtiger Gemüsegarten.

Oberleutnant Hauser übernahm dann selbst die Kulturen, eine Arbeit, die er glänzend bewerkstelligte — während sich sein Missverhältnis zum Kommandanten ersichtlich verschlechterte.

Noch nie hatten wir soviel Gemüse und Salat erhalten.

Als grosse Neuigkeit wurde hinter dem Magazin eine neue Baracke erstellt, einzig und allein zum Zwecke der Unterhaltung der Internierten.

Wir taufte sie «Casino von Wauwilermoos».

Sie wurde zu einem richtigen Theaterraum mit 150 Plätzen, Bühne, Kulissen, Vorhängen und Beleuchtungen ausgebaut.

Der Saal wurde mit glänzenden Karikaturen des polnischen Künstlers Groszek ausgemalt.

Jede Woche gab es zwei Vorstellungen, eine für Santenberg, die andere für Wauwilermoos und Egolzwil. Die Schweizer Soldaten wohnten den Aufführungen je zur Hälfte bei.

Vorstellungen aller Art gingen über die Bretter. Es fehlte uns nicht an Künstlern. Man beklatschte hier erstklassige Nummern, von europäischer Klasse. Sänger, Rezitatoren, Komiker, Exzentriker, Akrobaten, Jongleure, Säbel- und Feuerschlucker überboten sich selber. Jeder spielte von ganzem Herzen mit. Die Devise des Theaters lautete:

«Freundschaft, Offenheit und Kameradschaftlichkeit.

Keine Feindschaft — nur Arbeit zur Unterhaltung und zum Nutzen aller.»

Unser Arzt übernahm die Direktion selbst, die Regie lag in den Händen von Georg Wartemberg, der sich auch als glänzender Conférencier hervortat.

Regelmässig konnten wir sehr guten Filmvorführungen beiwohnen, dank den mobilen Filmvorführungsapparaten des C. V. J. M., Vorträge bedeutender Professoren belehrten uns.

Unser Arzt, der eng mit dem C. V. J. M. zusammenarbeitete, lieferte alles nötige Material an die Maler, Aquarellisten, Zeichner, Bildhauer und Bastler. Er nahm sich auch der Studierenden an, beschaffte ihnen je nach Bedarf medizinische, rechtliche, mathematische, landwirtschaftliche und tierärztliche Literatur, wodurch es ihnen möglich war, ihre Ausbildung zu verbessern oder zu vervollkommen.

Jeder von uns konnte, ausserhalb der Sprechstunden für die Schweizer Soldaten, zu jeder Zeit an seine Türe klopfen und sicher sein, freundlich empfangen zu werden.

Wieviele Demarchen, wieviele Interventionen hat er zu unseren Gunsten unternommen!

Was mich betrifft, so kannte er allein meine wirkliche Geschichte. Er allein wusste, dass ich Französisch als Muttersprache beherrschte. Jedermann war der Ansicht, ich sei tatsächlich «deutscher Deserteur», da ich ja nur Deutsch sprach und niemals meine Kenntnisse des Französischen zu erkennen gab.

Wenn es mir am Ende doch noch gelungen ist, Frankreich und meine Familie wiederzusehen und meine Rechte als Franzose und ehemaliger Frontsoldat geltend zu machen, so habe ich das einzig und allein unserem Arzt zu verdanken. Seiner will ich hier in Verehrung gedenken.

Obschon er als Arzt noch die italienischen Lager von Schötz, Egolzwil, Dagmersellen, Buchs und Wauwil, sowie das Lager der Schwachsinnigen in Altishofen unter sich hatte, widmete er sich doch in der Hauptsache Wauwilermoos.

Stets war er anwesend, jeden Abend, jeden Sonntag, ging stets spät zu Bett, da er sich eine ungeheure Arbeitsbürde auferlegt hatte. Er kannte uns alle. Er kannte unseren Charakter, und wenn sich einer betrank, führte er ihn ohne Lärm und Aufsehen in seine Baracke.

Wieviele erwähnenswerte Tatsachen könnte ich noch aufzählen!

Erinnert ihr euch, Frison, Caspar, Chevery, Lopkow, Kurz, Meyer, Cranz, Shenam, Oberhauser, Urazow, Brünig, Köberich und alle ihr andern?

Jeder wusste auch — und viele haben es auch missbraucht —, dass er denjenigen, die keinen Sold erhielten und auch sonst kein Geld hatten, stets mit 60 Rappen für Zigaretten, mit einem Franken für Tabak, 45 Rappen für einen Kaffee mit Gebäck oder mit 2 Franken für den sonntäglichen Ausgang beisprang.

Wieviele unter uns können ehrlicherweise sagen, dass sie ihm alles das, was er ihnen geliehen hat, zurückgegeben haben?

Was hat er nicht alles für euch getan, polnische und italienische Kameraden!

Und erst euch, russische Kameraden, wieviel hat er euch geholfen, trotz der Schwierigkeiten der Sprache!

Und meine französischen Freunde! Erinneret ihr euch, wie wir bei ihm jene französische Atmosphäre fanden, die wir so sehr vermissten? Wie wir mit ihm über unser Land, über Paris sprechen konnten?

Ich dürfte davon nicht sprechen. Ich weiss, dass es im Widerspruch zu seiner Bescheidenheit steht. Aber es muss gesagt werden.

Man soll es auch in der Schweiz wissen, dass ein Arzt seine Pflicht wie andere Soldaten ausgeübt hat und durch seine Tätigkeit viel an den Internierten gutgemacht hat, was man ihnen an Gewalt und Unrecht zufügte.

Man soll es wissen, dass dank ihm viele der internierten «Ehemaligen» ihre Abneigung gegen die Schweiz, welche sie mit den Zuständen in Wauwilermoos gleichsetzten, wieder verloren haben.

Muss man nicht auch darauf hinweisen, dass das Eidg. Kommissariat für Internierung und Hospitalisierung von Glück reden kann, dass dieser tüchtige Mann gerade zum Zeitpunkt der grossen Diskussionen über die Misswirtschaft in der Internierung im Jahre 1945 dafür sorgte, dass sich in Wauwilermoos soviel änderte, so dass man nachher sagen konnte: «Alles in allem war es doch nicht so schlimm, wie man sagte...»

Es blieben uns viele schlechte Erinnerungen, aber auch gute — dank unserem «Zirkus Wau-Wau» und dank einem Mann, der es durch seinen Gerechtigkeitsinn und seine Hilfsbereitschaft verstand, Angehörige von 27 verschiedenen Nationen in einem Straflager, irgendwo in Europa, friedlich zu vereinen.

Das Jahr 1945 brachte noch weitere Aenderungen im Leben des Lagers.

Wenn wir dank unserem Arzt wieder als Menschen leben durften, wenn wir noch die beste Periode des Lagers erleben konnten, so brachte das Jahr 1945 auch das Ende der Geschichte.

Die Abreise der Polen beraubte das Lager seines Hauptbestandes und fast aller seiner Arbeiter.

Ein Quartiermeister übernahm die Lagergeschäfte und die Führung der Buchhaltung. Der Name Hauptmann Looser sei hier ebenfalls erwähnt, denn wir verdankten ihm eine wesentliche Verbesserung unserer Ernährung.

Und schliesslich kam noch die Abreise der Italiener, und damit der Verlust einer Reihe sehr sympathischer Gestalten.

Hierauf folgte die Abberufung von Hauptmann Béguin und seine Ersetzung durch Hauptmann Sollenberg, an dessen kurzen Aufenthalt sich die Internierten gerne erinnern werden.

Auch Oberleutnant Hauser ging und — endlich! — gingen auch Feldweibel Althaus und Korporal, pardon, Wachtmeister Schnegg-Gestapo, zusammen mit dem ganzen Hundedetachment.

Es roch nach Abbruch — das Ende von Wauwilermoos stand bevor.

Von anfangs August bis anfangs November dauerte die erfolgreiche Tournée unseres Lagertheaters, das unser Arzt gegründet hatte und leitete. Unter dem Titel «The Holiday Kids» gab man 83 Vorstellungen, von denen alle Zeitungen in den schmeichelhaftesten Tönen berichteten.

Diese Tournée bedeutete für unseren Arzt ein ständiges

Hin- und Herlaufen, da er am Tage seinen Dienst im Lager verrichten musste und am Abend unseren Vorstellungen, die sich über die ganze Schweiz erstreckten, beiwohnte.

Wir sahen, wie er von Tag zu Tag gegen die überhand nehmende Müdigkeit kämpfte und die letzten Reste einer einst blühenden Gesundheit verlor, ohne auch nur die geringste Anerkennung seitens der Militärbehörden. Glücklicherweise wurde er bei seiner Arbeit unterstützt durch Wachtmeister Mégros vom Büro, der wieder einmal mehr seine gute Gesinnung gegenüber den Internierten unter Beweis stellte.

Endlich erlebten wir noch die Verhaftung und die Anschuldigungen gegen Hauptmann Béguin. Darauf folgte die Ankunft eines neuen Kommandanten, der das System der Kleinkinderschule einführte und unter dem Vorwand, alles verbessern zu wollen, die brüchigen, rissigen Mauern mit einer dünnen Schicht «Glanzlack» anstreichen liess...

Von dieser Zeit, da Kameradschaft und Ehre von der Bildfläche verschwanden, bleiben wenig Erinnerungen, dafür aber viel Bluff.

Es seien aber die Namen von Quartiermeister Oberlt. Ganter, Oberlt. Egli, Hauptmann Kessler, Hauptmann Schoufelberg erwähnt, sowie derjenige unseres Fouriers Grossmann, die alles taten, um uns eine möglichst gute Nahrung zu verschaffen.

Auch möchte ich hier noch den Feldweibel Küng nennen, dank dessen Tüchtigkeit die Auflösung des Lagers rasch vor sich ging, und den Lt. Payot, der ein flotter Kerl war.

Die Ernennung eines Nazi-Leutnants zu unserem Verbindungsoffizier bedrückte alle, die noch im Lager verblieben waren, wie auch diejenige seines Nachfolgers, der sich den

Titel eines «Ersten Landwirtschafts-Offiziers» zulegte, des Erzgauners Nauen, eines desertierten Arbeiters der Organisation Todt, der selbst sein Dienstbuch gefälscht hatte, indem er unter einen Stempel mit dem Hakenkreuz den Vermerk «Zum Grad eines Oberleutnants befördert» setzte. Nauen, sehr beliebt beim Kommandanten, übernahm die Nachfolge Schneggs in bezug auf seine Spitzeldienste und Schikanen.

Und während dieser Zeit nahm auch der Werwolf Matak seine Propagandatätigkeit in Wort und Schrift zugunsten des «Neuen Grossen Reiches der Zukunft» auf!

Das Ende nahte mit Riesenschritten . . .

Eine Seite des Geschichtsbuches begann sich zu drehen . . .

Wauwilermoos starb einen traurigen Tod, ohne Ruhm und Ehre . . .

EPILOG

Hauptmann Béguin wurde verurteilt zu 3^{1/2} Jahren Zuchthaus und zur Degradation.

Feldweibel Althaus wurde infolge seiner «Sammlerwut» verurteilt zu 18 Monaten Gefängnis.

Schnegg, mit dem Glück, das diese Sorte stets hat, entging der menschlichen Gerechtigkeit . . .

Das Kommissariat und seine Protektoren wurden ausgezeichnet für ihre wohlwollende Beachtung, ihr Interesse und ihre «gute Obhut», die sie dem Lager Wauwilermoos ange-deihen liessen . . .

Der Rechtsdienst (welche Ironie des Wortes!) setzt seine segensreiche Tätigkeit fort . . .

WAUWILERMOOS IST TOT . . .

was bleibt davon?

Ein Fahnenfetzen mit goldenen Buchstaben,
einige alte Pfähle, mit Stacheldrähten umwickelt,
eine alte Flasche, die ein Trinker liegen liess,
ein vertrockneter Hundedreck.

...

Drei Namen:

B é g u i n

Rosy Bühler

Dr. Tresch.

Sic eat vita!